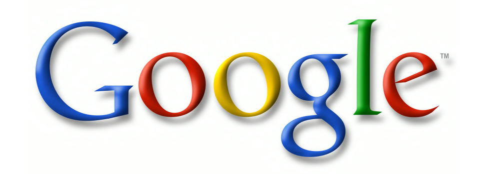




# Der

# Ewige Jude.



Die Mayeur.

# Der

# Ewige Jude.

Von

**Eugène Süe.**

Deutsch
von
**L. Eichler.**

Illustrirt
von
**C. Richard.**

**Siebenter Band.**

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1845.

# Der Beschützer.

---

## Erstes Kapitel.

### Entdeckungen.



Während des Besuches Angelen's und Agricol's im gemeinschaftlichen Hause hatte die Bande der Wölfe, unterwegs durch die Stammgäste der Schenken sich verstärkend, ihren Weg nach der Fabrik fortgesetzt, nach welcher auch der Fiacre fuhr, der Herrn Robin von Paris brachte.

Herr Hardy war mit seinem Freunde Herrn von Blessac aus dem Wagen gestiegen und in den Saal des Hauses getreten, das er neben der Fabrik bewohnte.

Herr Hardy war von mittlerem Wuchse, zierlich und schwächlich gebaut, und sein Aeußeres verkündete eine nervöse, allen Eindrücken leicht zugängliche Natur. Seine Stirn war breit und offen, seine Gesichtsfarbe bleich, seine Augen schwarz, zugleich sanft und durchdringend, sein Gesichtsausdruck redlich, geistvoll und anziehend.

Sehr bezeichnend für den Charakter des Herrn Hardy ist es, daß seine Mutter ihn eine Sensitive nannte; in der That war seine Bildung von eben so außerordentlicher und empfänglicher Feinheit und Zartheit, als liebend, edel und hochherzig, aber so empfindlich, daß bei der geringsten Verletzung sie sich in sich selbst zusammenzog und zusammendrängte.

Wenn man zu dieser übermäßigen Empfindlichkeit noch eine leidenschaftliche Liebe für die Künste, einen hervorstechenden Geist, außerordentlich wählerische, verfeinerte Neigungen hinzufügt und bedenkt, wie viel tausend Täuschungen und Unredlichkeiten Herr Hardy während seiner gewerblichen Laufbahn hatte erfahren müssen, so fragt man sich, wie dieses so zarte, sinnige Herz nicht schon tausend Male in dem unaufhörlichen Kampfe gegen den hartnäckigsten Eigennutz gebrochen worden war.

Herr Hardy hatte allerdings viel gelitten; gezwungen, der industriellen Laufbahn zu folgen, um den Geschäftsverpflichtungen nachzukommen, welche sein Vater, ein Muster von Geradsinn und Rechtlichkeit, in Folge der Ereignisse von 1815 etwas zerrüttet hinterlassen hatte, war es ihm gelungen, durch Arbeit und Fähigkeit eine der ehrenvollsten Stellungen in der Gewerbswelt einzunehmen; aber um zu diesem Ziele zu gelangen, wie viele unedle Schelmkniffe mußte er ertragen, wie viel hinterlistige Concurrenzen bekämpfen, wie manche gehässige Nebenbuhlerschaft ermüden.

Da Herr Hardy allen Eindrücken leicht zugänglich war, würde er ohne den weisen und festen Beistand seiner Mutter oft seinen Anfällen von Entrüstung über die Niedrigkeit, von Empörung gegen die Unredlichkeit unterlegen sein; kehrte er aber nach einem

Tage peinlichen Kampfes oder unangenehmer Enttäuschungen zu ihr zurück, so befand er sich plötzlich in einer Umgebung von so wohlthuender Reinheit, von so heller Klarheit, daß er fast augenblicklich die Erinnerung an die schmachvollen Dinge verlor, welche ihn tagüber so unangenehm berührt hatten, sein zerrissenes Herz heilte bei der bloßen Berührung mit der großen und schönen Seele seiner Mutter; deshalb war seine Liebe zu ihr auch eine wahre Vergötterung. Als er sie verlor, empfand er jenen ruhigen, tiefen Kummer, der niemals endet und, so zu sagen, einen Theil unseres Lebens ausmacht, und der an manchen Tagen uns ein schwermüthig süßes Gefühl zu Wege bringt.

Kurze Zeit, nachdem ihn dieser Verlust betroffen, näherte sich Herr Hardy seinen Arbeitern mehr; er war stets gerecht und gut gegen sie gewesen, aber obgleich der Platz, welchen seine Mutter in seinem Herzen innegehabt, auf immer leer bleiben sollte, fühlte er ein verdoppeltes Liebebedürfniß und wollte die Leute, welche ihn umgaben, um so glücklicher sehen, je mehr er litt; bald gewährten die bewunderungswürdigen Verbesserungen, welche er mit dem physischen und moralischen Zustande seiner Umgebung vornahm, seinem Schmerze, wenn nicht Zerstreuung, doch Beschäftigung. Nach und nach entfernte er sich auch von dem Weltleben und drängte sein Leben in drei Neigungen zusammen: — eine zärtliche, hingebende Freundschaft, welche alle früheren in sich zu fassen schien, — eine glühende und aufrichtige Liebe, welche einer letzten Liebe glich, — und eine väterliche Anhänglichkeit an seine Arbeiter...

Seine Tage vergingen also mitten in dieser kleinen, von Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen ihn erfüllten Welt, die er gleichsam nach seinem Bilde geschaffen hatte, um eine Zuflucht gegen die schmerzliche Wirklichkeit zu haben, welche er verabscheute, und sich so mit guten, verständigen, glücklichen Wesen zu umgeben, die im Stande seien, allen den edlen Gedanken zu entsprechen, welche ihm immer mehr Lebensbedürfniß wurden.

So besaß also nach mancherlei Kummer Herr Hardy, als er ein reifes Alter erreicht hatte, einen aufrichtigen Freund, eine seiner Liebe würdige Geliebte, wußte sich der leidenschaftlichen Zu-

neigung seiner Arbeiter gewiß und hatte also zur Zeit dieser Erzählung die ganze Höhe des Glückes erreicht, auf welches er seit dem Tode seiner Mutter Anspruch machen konnte.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Herr von Blessac, der vertraute Freund des Herrn Hardy, war lange Zeit dieser rührenden und brüderlichen Zuneigung würdig gewesen; aber wir haben gesehen, durch welches teuflische Mittel es dem Abbé von Aigrigny und Rodin gelungen war, aus dem bis dahin redlichen und aufrichtigen Herrn von Blessac ein Werkzeug ihrer Verräthereien zu machen.

Die beiden Freunde, welche unterwegs die scharfe Kälte des Nordwindes empfunden hatten, wärmten sich in dem kleinen Salon des Herrn Hardy vor einem guten Feuer.

— O, mein guter Marcel, ich fange an, recht alt zu werden, — sagte Herr Hardy lächelnd zu Herrn von Blessac, — ich empfinde immer mehr das Bedürfniß, zu mir nach Haus zurückzukehren... Wenn ich jetzt aus meinen Gewohnheiten heraus muß, ist es mir peinlich, und ich verwünsche Alles, was mich zwingt, diesen meinen kleinen Winkel Erde zu verlassen.

— Und wenn ich daran denke, — antwortete Herr von Blessac, indem er sich nicht enthalten konnte, zu erröthen, — wenn ich daran denke, mein Freund, daß Du meinetwegen vor einiger Zeit diese lange Reise unternommen hast!...

— Nun, mein lieber Marcel... hast Du mich nicht auch bei einem Ausfluge begleitet, der ohne Dich eben so langweilig gewesen wäre, als er so anmuthig war?

— Welcher Unterschied, mein Freund! Ich habe gegen Dich dadurch eine Schuld bekommen, welche ich niemals werde abtragen können.

— Nun, nun, mein guter Marcel... kann zwischen uns Beiden denn von Soll und Hat die Rede sein? In Sachen der Liebe ist es ja dasselbe, ob man giebt oder nimmt.

— Edles Herz... edles Herz...

— Sage glückliches Herz... o ja, sehr glücklich über die letzten Neigungen, welche es empfindet!

— Und, mein Gott, wer sollte hier auf Erden glücklich zu sein verdienen, wenn nicht Du, mein Freund?

— Wem verdanke ich dieses Glück? Den Zuneigungen, welche ich gefunden habe, mich aufrecht zu erhalten, als ich der Stütze meiner Mutter beraubt war und ich mich, ich muß meine Schwäche gestehen, fast unfähig fühlte, Mißgeschick zu ertragen.

— Du, mein Freund, mit dem festen Charakter, wenn es darauf ankommt, Gutes zu thun, den ich mit so viel Kraft als Muth habe kämpfen sehen, um einem redlichen und billigen Gedanken zum Siege zu verhelfen?

— Ja, aber je weiter ich in meiner Laufbahn komme, je mehr Abscheu erregt mir alles Häßliche, Schändliche und je weniger Kraft fühle ich, ihm zu trotzen.

— Wenn es sein müßte, würdest Du auch mehr Muth haben, Freund.

— Mein guter Marcel, — versetzte Herr Hardy mit sanfter und verhaltener Aufregung, — ich habe es Dir oft genug gesagt: — Meine Mutter war mein Muth. — Sieh, mein Freund, wenn ich zu ihr kam, das Herz von einer abscheulichen Undankbarkeit zerrissen oder empört über einen gemeinen Schurkenstreich, und wenn ich dann meine Hände in die ihrigen legte, dann sagte sie mit ihrer zarten und ernsten Stimme: — Mein liebes Kind, den Undankbaren und Betrügern überlasse Du alle Bitterkeit; beklagen wir die Bösen, vergessen wir das Ueble, denken wir nur an das Gute... — Dann, mein Freund, wurde mein schmerzlich bewegtes Herz mir wieder weit unter dem heiligen Einflusse des mütterlichen Wortes, und alltäglich fand ich bei ihr die nöthige Kraft, um am anderen Tage einen grausamen Kampf gegen die traurigen Verhältnisse meiner Lage wieder anzufangen; glücklicher Weise hat es Gott so gefügt, daß ich nach dem Verluste dieser theuren Mutter mein Leben wieder an Neigungen habe hängen können, ohne welche, wie ich eingestehen muß, ich mich schwach und wehrlos fühlen würde, denn Du kannst Dir nicht denken, Marcel, welche Stütze, welche Kraft ich in Deiner Freundschaft finde.

— Sprechen wir nicht von mir, mein Freund, — versetzte Herr von Blessac, indem er seine Verlegenheit verhehlte. —

Sprechen wir von einer anderen, fast eben so süßen und zärtlichen Neigung, als die einer Mutter.

— Ich verstehe Dich, mein guter Marcel, — versetzte Herr Hardy, — ich habe Dir Nichts verbergen können, da ich bei einer sehr ernsten Veranlassung zu dem Rathe Deiner Freundschaft Zuflucht habe nehmen müssen! ... Nun ja! ... ich glaube, daß mit jedem Tage meines Lebens meine Anbetung für diese Frau sich noch vermehrt, das einzige Weib, das ich leidenschaftlich geliebt habe, die einzige, welche ich jetzt auf ewig lieben werde... Und dann, siehst Du... muß ich Dir sagen, daß meine Mutter, welche nicht wußte, was Marguerite für mich war, sie so häufig in meiner Gegenwart gepriesen hat, daß dieser Umstand meine Liebe in meinen Augen fast heilig macht.

— Und dann giebt es so seltsame Aehnlichkeiten in dem Charakter der Frau von Noisy und dem Deinigen, mein Freund,... besonders ihre Vergötterung ihrer Mutter.

— Das ist wahr, Marcel, diese Selbstverleugnung Marguerite's hat mich oft zur Bewunderung hingerissen und doch beunruhigt... Wie oft hat sie zu mir mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit gesagt: — Ich habe Ihnen Alles geopfert; aber meiner Mutter würde ich Sie opfern!

— Gott sei Dank, mein Freund, Du wirst niemals zu fürchten brauchen, Frau von Noisy in diesem grausamen Kampfe zu sehen... Ihre Mutter hat seit langer Zeit, wie Du mir gesagt, auf den Gedanken verzichtet, nach Amerika zurückzukehren, wo Herr von Noisy, ohne sich um seine Frau zu kümmern, sich für immer niedergelassen zu haben scheint... Dank der treuen Ergebenheit der vortrefflichen Frau, welche Marguerite erzogen hat, ist Eure Liebe in das vollkommenste Geheimniß gehüllt... Was könnte sie jetzt stören?...

— Nichts... o, nichts... — rief Herr Hardy, — ich habe fast Bürgschaften für ihre Dauer...

— Wie meinst Du das, mein Freund?...

— Ich weiß nicht, ob ich es Dir mittheilen soll?

— Bin ich nicht verschwiegen gewesen, mein Freund?

— O, mein guter Marcel, wie kannst Du so etwas denken!

— sagte Herr Hardy mit freundschaftlichem Vorwurfe, — nein, aber ich erzähle Dir gern mein Glück erst, wenn es vollkommen ist . . . und es fehlt noch etwas an der Gewißheit bei einem gewissen reizenden Plane . . .

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter ein und sagte zu Herrn Hardy:

— Mein Herr, es ist ein alter Mann da, der Sie in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht . . .

— Schon jetzt Geschäfte? . . . — sagte Herr Hardy mit leichter Ungeduld. — Du entschuldigst wohl, mein Freund? . . . — Als darauf Herr von Blessac eine Bewegung machte, als wolle er sich in's danebenliegende Zimmer begeben, versetzte Herr Hardy lächelnd: — Nein, nein, bleibe nur, durch Deine Gegenwart wird die Unterredung abgekürzt werden.

— Aber wenn es nun Geschäfte sind, mein Freund?

— Ich mache meine Geschäfte vor Jedermanns Augen, wie Du weißt . . . — Darauf sagte er zu dem Bedienten: — Ich lasse den Herrn bitten, einzutreten.

— Der Postillon fragt, ob er fort kann? — sagte der Bediente.

— Nein, bewahre, er soll warten und dann Herrn von Blessac nach Paris fahren.

Der Bediente ging und kam sogleich, Herrn Rodin einführend, wieder, den Herr von Blessac nicht kannte, da sein Verrath durch einen andern Vermittler geordnet worden war.

— Herr Hardy? — sagte Rodin ehrfurchtsvoll grüßend und abwechselnd die beiden Freunde ansehend.

— Ich bin es, mein Herr, was wünschen Sie? — antwortete der Fabrikant mit wohlwollendem Tone; beim Anblicke des alten, demüthigen, schlecht gekleideten Mannes erwartete er eine Bitte um Unterstützung.

— Herr . . . François Hardy? — wiederholte Rodin, als ob er sich genau von der Richtigkeit der Person überzeugen wolle.

— Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, mein Herr, daß ich derselbe bin.

— Ich hätte Ihnen eine ganz vertrauliche Mittheilung zu machen, — sagte Rodin.

— Sie können sprechen... der Herr hier ist mein Freund, — sagte Herr Hardy, indem er auf Herrn von Blessac zeigte.

— Aber ich wünschte... mit Ihnen allein zu sprechen, mein Herr, — entgegnete Rodin.

Herr von Blessac wollte hinausgehen, als Herr Hardy ihm mit den Augen zuwinkte zu bleiben und voller Güte zu Rodin sagte, da er fürchtete, wenn er eine milde Gabe fordern wolle, werde ihn die Gegenwart eines Dritten verletzen:

— Mein Herr, erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob sie Ihret- oder meinetwegen wünschen, daß diese Unterredung geheim sei?

— Ihretwegen, mein Herr... nur Ihretwegen, — antwortete Rodin.

— Dann, mein Herr, — sagte Herr Hardy ziemlich verwundert, — dann können Sie sprechen, ich habe vor dem Herrn da keine Geheimnisse...

Nach einer Pause versetzte Rodin, sich an Herrn Hardy wendend:

— Mein Herr, ich weiß, Sie sind des vielen Guten, das man Ihnen nachsagt, würdig... und als solcher... verdienen Sie die Theilnahme jedes redlichen Mannes.

— Ich hoffe das, mein Herr!

— Als redlicher Mann nun will ich Ihnen einen Dienst leisten.

— Und dieser Dienst wäre?...

— Ich will Ihnen einen nichtswürdigen Verrath enthüllen, dessen Opfer Sie gewesen sind.

— Ich glaube, daß Sie sich irren, mein Herr!

— Ich habe Beweise für meine Behauptungen.

— Beweise?

— Die schriftlichen Beweise von dem Verrathe, den ich Ihnen entdecken will... hier habe ich sie, — antwortete Rodin; — kurz, mein Herr, ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben,... hat Sie unwürdig getäuscht.

— Und der Name dieses Mannes?

— Herr Marcel von Blessac! — sagte Rodin.

Bei diesen Worten bebte Herr von Blessac, wurde bleich und blieb wie vernichtet stehen. Kaum konnte er mit unsicherer Stimme murmeln:

— Mein Herr! . . .

Herr Hardy sah seinen Freund nicht an, wurde die Bestürzung auf seinen Mienen nicht gewahr, er faßte ihn aber bei der Hand und rief lebhaft: — Still, mein Freund!

Darauf funkelte sein Auge vor Entrüstung, er wandte sich an Rodin, dem er gerade in's Gesicht zu sehen nicht aufgehört hatte, und sagte mit niederschmetternd verächtlicher Miene:

— So . . . Sie beschuldigen Herrn von Blessac?

— Ich beschuldige ihn, — sagte Rodin bestimmt.

— Kennen Sie ihn?

— Ich habe ihn niemals gesehen.

— Und was werfen Sie ihm vor? . . . Und weshalb wagen Sie es, zu sagen, daß er mich verrathen habe?

— Zwei Worte nur, mein Herr, — sagte Rodin mit einer Aufregung, welche er kaum unterdrücken zu können schien: — muß ein Mann von Ehre, der einen anderen Ehrenmann auf dem Punkte sieht, von einem Bösewichte erdrosselt zu werden, muß er Mord rufen oder nicht?

— Ja, mein Herr . . . aber wie gehört das hierher? . . .

— In meinen Augen, mein Herr, sind gewisse Verräthereien so strafbar als Mord . . . Und ich komme, um mich zwischen den Henker und das Opfer zu werfen! . . .

— Henker . . . Opfer? — sagte Herr Hardy immer verwunderter.

— Sie kennen ohne Zweifel die Handschrift des Herrn von Blessac, — sagte Rodin.

— Ja, mein Herr!

— So lesen Sie dies hier . . .

Und Rodin zog einen Brief aus seiner Tasche, den er Herrn Hardy gab.

Jetzt erst warf Herr Hardy einen Blick auf Herrn von Blessac . . . er trat einen Schritt zurück und war erschreckt über die

tödtliche Blässe des Mannes, der von Scham erstarrt kein Wort finden konnte, denn er war weit entfernt, die verwegene Frechheit des Verräthers zu haben.



— Marcel! — rief Herr Hardy entsetzt und seine Züge ver=

zogen sich bei diesem unverhofften Schlage, — Marcel! . . . wie bleich Du bist. . . Du antwortest nicht! . . .

— Marcel? . . . Sie sind Herr von Blessac? — rief Rodin, ein schmerzliches Erstaunen heuchelnd, — o, mein Herr, wenn ich das gewußt hätte . . .

— Aber hörst Du denn nicht diesen Mann, Marcel? — rief Herr Hardy. — Er sagt, daß Du mich auf nichtswürdige Weise hintergangen hast.

Und er ergriff Herrn von Blessac's Hand.

Diese Hand war eiskalt.

— O, mein Gott, mein Gott! . . . — sagte Herr Hardy, indem er schaudernd zurückfuhr. — Er antwortet Nichts . . Nichts.

— Da ich mich Herrn von Blessac gegenüber befinde, — versetzte Rodin, — sehe ich mich genöthigt zu fragen, ob er zu leugnen wagt, daß er mehrere Briefe Rue du Milieu-des-Ursins, Paris, unter der Adresse des Herrn Rodin abgesandt hat?

Herr von Blessac blieb stumm.

Noch wollte Herr Hardy seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, er öffnete krampfhaft den Brief, welchen ihm Herr Rodin zugestellt hatte und las einige Zeilen . . . indem er das Lesen mit abgebrochenen Ausrufungen begleitete, welche sein schmerzliches Erstaunen bewiesen.

Er brauchte den Brief gar nicht zu Ende zu lesen, um sich von dem abscheulichen Verrathe des Herrn von Blessac zu überzeugen.

Herr Hardy taumelte, einen Augenblick schwanden ihm die Sinne bei dieser entsetzlichen Entdeckung, ihn schwindelte, als er den ersten Blick in diesen Abgrund von Nichtswürdigkeit warf. Der schändliche Brief entfiel seinen zitternden Händen.

Aber bald erlangte Entrüstung, Zorn und Verachtung das Uebergewicht über diese Niedergeschlagenheit, er stürzte bleich, furchtbar anzusehen, auf Herrn von Blessac zu:

— Elender! . . . — rief er mit drohender Geberde.

Darauf, als er eben im Begriffe war, zu schlagen, hielt er inne und sagte mit furchtbarer Ruhe:

— Nein . . . das hieße meine Hand besudeln . . . — Und sich

zu Herrn Rodin wendend, der schnell herangekommen war, um sich dazwischen zu werfen, fügte er hinzu:

— Nein, nicht die Backe eines Nichtswürdigen will ich ohrfeigen ... meine Pflicht ist es, Ihre redliche Hand zu drücken, mein Herr! ... Denn Sie haben den Muth gehabt, einen Verräther und Feigling zu entlarven.

— Mein Herr, — rief Herr von Blessac vor Scham außer sich, — ich stehe Ihnen zu Diensten ... und ...

Er konnte nicht aussprechen.

Ein Lärm von Stimmen machte sich vor der Thür bemerklich, dieselbe wurde schnell aufgemacht und eine bejahrte Frau trat, der Abwehr des Bedienten nicht achtend, ein, indem sie mit bewegter Stimme rief:

— Ich sage Ihnen, daß ich augenblicklich mit Ihrem Herrn sprechen muß.

Bei dieser Stimme, beim Anblicke der blassen, verstörten, ganz vor Schmerz aufgelösten Frau vergaß Herr Hardy Herrn von Blessac, Rodin, den nichtswürdigen Verrath, trat einen Schritt zurück und rief:

— Madame Duparc! Sie hier? Was giebt es?

— O, mein Herr ... ein großes Unglück!

— Marguerite ... — rief Herr Hardy mit herzzerreißendem Tone.

— Sie ist abgereist, mein Herr!

— Abgereist! ... — rief Hardy so entsetzt, als ob der Blitz ihm vor den Füßen eingeschlagen habe.

— Marguerite ist abgereist! — wiederholte er.

— Alles ist entdeckt. Ihre Mutter hat sie mitgenommen ... vor drei Tagen! — sagte die unglückliche Frau mit schluchzender Stimme.

— Abgereist, Marguerite? ... Es ist nicht wahr! Man täuscht mich ... — rief Herr Hardy aus.

Und ohne etwas weiter zu hören, stürzte er außer sich vor Entsetzen zum Hause hinaus, lief nach dem Wagen, vor dem der Postillon mit den angespannten Pferden Herrn von Blessac erwartete, sprang hinein und rief:

— Nach Paris! Was die Pferde laufen können!

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

In dem Augenblicke, wo der Wagen schnell wie der Blitz auf dem Wège nach Paris hinflog, trug der ziemlich heftige Wind den fernen Ton des Kriegsgesanges der Wölfe herüber, welche in Eile auf die Fabrik zumarschirten.

---

## Zweites Kapitel.

### Der Angriff.



Als Herr Hardy die Fabrik verlassen, suchte Rodin, der sein schnelles Weggehen nicht im Geringsten erwartet hatte, seinen Fiacre wieder auf.

Während er sich demselben langsam näherte, stand er plötzlich still. Mit freudigem Staunen sah er nämlich, wie der

Marschall Simon mit seinem Vater, die erst jetzt sich ungehindert sprechen konnten, auf einen Flügel des gemeinsamen Hauses zugingen:

— Köstlich! — sagte Rodin, — es wird immer besser; nun fehlt nur noch, daß mein Mann die kleine Pompon-Rose aufgefunden und zu einem Entschlusse gebracht hätte.

Rodin beeilte sich, seinen Fiacre zu erreichen.

In diesem Augenblicke erhob sich der Wind, und das schon nähere Kriegsgeschrei der Wölfe schlug an das Ohr des Jesuiten.

Auf dem Wagentritt stehend, horchte Rodin noch einen Augenblick auf das ferne Getöse, dann setzte er sich in den Wagen mit den Worten:

— Gewiß hat der würdige Josua Van Dael jetzt eben keine Ahnung davon, daß seine Schuldforderungen an Baron Tripeaud binnen Kurzem einen ausgezeichneten Credit haben werden.

Und der Wagen rollte auf dem Wege zur Barrière davon.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Mehrere Arbeiter hatten noch kurz vorher, ehe sie nach Paris aufbrachen, um den geheimen Gesellschaften ihre Antwort auf andere Vorschläge zu überbringen, es für nöthig gehalten, dem Vater des Marschall Simon die Sache insgeheim mitzutheilen. Dies war die Ursache, weshalb er erst jetzt seinen Sohn sprechen konnte.

Am Ende eines Flügels des gemeinsamen Hauses bewohnte der alte Arbeiter, in der Fabrik Werkführer, zwei niedliche Zimmer im Parterre; unter seinen Fenstern war ein kleines Gärtchen, dessen Pflege er selbst mit Vergnügen besorgte; war die Glasthür, die zum Parterre führte, offen, so drangen die schon warmen Strahlen der Märzsonne in die bescheidene Wohnung, in welche so eben der Arbeiter in der Blouse und der Marschall von Frankreich in voller Uniform eintraten.

Der Marschall nahm die Hände seines Vaters in die seinigen und sagte mit so tiefbewegter Stimme, daß der Greis erschrak:

— Vater . . . ich bin recht unglücklich.

Ein schmerzlicher Zug, dessen sich der Marschall bisher glück-

lich erwehrt hatte, glitt bei diesen Worten über die edlen Gesichtszüge desselben.

— Du ... unglücklich! — rief Vater Simon, ihm näher tretend.

— Ich will Ihnen Alles sagen, lieber Vater ... — sagte der Marschall bewegt, — denn ich brauche den Rath Ihrer unwandelbaren Rechtschaffenheit.

— In Sachen der Ehre, des Rechtthuns brauchst Du doch keinen fremden Rath.

— Sie, lieber Vater, sind aber allein im Stande, mich einer Ungewißheit zu entreißen, die mich fürchterlich martert.

— Erkläre Dich doch näher ... ich beschwöre Dich darum.

— Seit mehreren Tagen scheint meine Töchter irgend etwas zu quälen, was sie nicht sagen wollen. Im ersten Augenblicke unseres Wiedersehens waren sie fast toll vor Freude und Glück... Das ist mit einem Male anders geworden; sie werden immer trauriger. Gestern noch überraschte ich sie mit thränenfeuchten Augen; ich drückte sie da, bis in's Innerste bewegt, an meine Brust, beschwor sie, mir den Grund ihres Kummers zu sagen, aber ich erhielt keine Antwort von ihnen. Sie klammerten sich nun um meinen Hals und badeten mein Gesicht mit ihren Thränen.

— Das ist befremdend!... aber was hältst Du für die Ursache ihres veränderten Benehmens?

— Zuweilen denke ich, daß ich ihnen meinen Schmerz um ihre todte Mutter zu viel habe merken lassen und die armen Engel untröstlich darüber sind, daß sie meinem Glücke nicht vollständig genügen. — Dennoch bleibt es unerklärlich, daß sie meinen Schmerz nicht allein zu verstehen, sondern auch zu theilen scheinen... Gestern noch sagte Blanche zu mir: — Um wie viel größer würde unser Aller Glück sein, wenn unsere Mutter bei uns sein könnte.

— Sie theilen Deinen Schmerz; einen Vorwurf können sie daher Dir nicht daraus machen... Die Ursache ihres Kummers ist anderswo zu suchen.

— Das sage ich mir auch, Vater; aber welche ist es? Mein Kopf hat sich vergebens angestrengt, sie herauszufinden, ich kann

Ihnen nichts weiter sagen. Zuweilen gehe ich so weit, daß ich mir einbilde, ein boshafter Dämon habe sich zwischen meine Kinder und mich gestellt. Der Gedanke ist thöricht, ich weiß es, er ist abgeschmackt; aber wie soll man anders?... Wenn man keinen wirklichen Grund finden kann, kommt man endlich darauf, den wahnwitzigen Einflüsterungen des Argwohns Gehör zu schenken.

— Wer kann wohl den Wunsch haben, sich zwischen Dich und Deine Töchter zu stellen?

— Niemand... so viel ich weiß.

— Nun wohl, Pierre, — sagte der alte Arbeiter in väterlichem Tone, — warte... habe Geduld, überwache, belausche diese schüchternen jungen Herzen mit der Dir innewohnenden Sorgfalt, und ich sehe es schon im Voraus, Du wirst bald hinter das Geheimniß kommen, das gewiß sehr unschuldig ist.

— Ja, — war des Marschalls Antwort, während er seinen Vater unverwandt ansah, — ja, eben um den Schleier von diesem Geheimniß heben zu können... darf ich mich nicht von ihnen entfernen.

— Warum willst Du sie denn verlassen? — fragte der Greis, überrascht von dem Trübsinn seines Sohnes, — bist Du von nun an nicht auf immer bei ihnen und bei mir?

— Wer weiß? — antwortete der Marschall mit einem Seufzer.

— Was sagst Du?

— Ich habe Pflichten, lieber Vater, die mich festhalten; ich habe aber auch Pflichten, die mich von meinen Töchtern und meinem andern Kinde wegrufen können.

— Was ist das für ein Kind?

— Der Sohn meines alten Freundes, der indische Prinz...

— Djalma, was ist mit ihm?

— Vater... er erschreckt mich...

— Er?

Plötzlich ertönte in der Ferne ein schrecklicher Lärm, von einem heftigen Windstoß herbei getragen; betroffen von diesem Getöse unterbrach sich der Marschall und fragte seinen Vater:

— Was ist das?

Nach einem kurzen Hinhorchen nach dem unverständlichen Geschrei, das immer schwächer und von dem Winde davon getragen wurde, antwortete der Alte:

— Es werden einige weintrunkene Sänger von den Barrièren sein, die in den Feldern umher laufen...

— Es schien aber, als wenn es eine zahlreiche Menge wäre, die so schrieen, — äußerte der Marschall.

Beide horchten von Neuem, aber sie konnten nichts mehr hören.

— Du sagtest eben — nahm der alte Arbeiter das Wort, — dieser junge Indier habe Dich erschreckt? In wie fern?

— Ich habe Ihnen schon von seiner tollen und unglücklichen Liebe zu Fräulein von Cardoville erzählt.

— Ist es das, was Dich erschreckt, mein Sohn? — sagte der Greis, mit Verwunderung seinen Sohn ansehend; — Djalma ist ja erst achtzehn Jahr alt, und in diesem Alter jagt eine Liebe die andere.

— Ganz recht, lieber Vater, wenn es eine Alltagsliebe ist... Aber bedenken Sie doch, daß Fräulein von Cardoville mit einer idealen Schönheit den edelsten, großmüthigsten Charakter verbindet, wie Sie schon wissen... und daß Djalma durch eine Reihe aufeinanderfolgender unglücklicher Verhältnisse, wahrhaftig sehr unglücklicher, die seltenen Eigenschaften dieser schönen Seele hat kennen und schätzen lernen.

— Du hast Recht, das ist wichtiger, als ich erwartet hatte.

— Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie verheerend diese Leidenschaft auf dieses feurige und unbändige Kind einwirkt. Auf schmerzliche Gleichgültigkeit folgen bei ihm eine Reihe Handlungen roher Wildheit. Gestern kam ich unversehens dazu, wie er in einem Anfalle toller Wuth, mit blutunterlaufenen Augen und wuthentstellten Zügen ein Kissen von rothem Tuche mit Dolchstichen zerfetzte, indem er wuthschnaubend rief: — Ach!... Blut... ich habe sein Blut. — Unglücklicher, — fragte ich ihn, — warum so aufgeregt? — Ich tödte den Menschen! — erwiederte er mir mit tonloser Stimme und ganz verwirrt. So nennt er nämlich den Nebenbuhler, den er zu haben glaubt.

— Eine solche Leidenschaft in einem solchen Herzen ist in der That etwas Furchtbares, — meinte der Greis.

— Zuweilen, — fuhr der Marschall fort, — richtet sich seine Wuth gegen Fräulein von Cardoville, zuweilen sogar gegen sich selbst. Ich bin genöthigt gewesen, ihm seine Waffen zu nehmen, denn es sagte mir ein Mensch, der mit ihm aus Java gekommen ist und sich sehr anhänglich gegen ihn bezeigt, er fürchte, Djalma werde sich selbst tödten.

— Das arme Kind! . . .

— Nun sehen Sie, lieber Vater — sagte Marschall Simon mit tiefer Bitterkeit, — jetzt, wo meine Töchter, dieser Adoptivsohn alle meine Sorgfalt in Anspruch nehmen... muß ich vielleicht morgen schon sie verlassen . . .

— Sie verlassen? . . .

— Ja . . . um einer Pflicht zu genügen, die wohl heiliger ist als die, welche mir die Freundschaft, die Familie auflegen, — sagte der Marschall mit einer Stimme, die mit einem Male so ernst, so feierlich geworden war, daß sein Vater bestürzt ausrief:

— Aber was ist das für eine Pflicht?

— Wer, lieber Vater, — sagte der Marschall nach augenblicklichem Nachdenken, — hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin? Wer hat mir den Herzogstitel, den Marschallstab gegeben?

— Napoleon . . .

— Bei Ihnen, dem strengen Republikaner, hat er freilich alles Ansehen verloren, seitdem er sich aus dem ersten Bürger zum Kaiser gemacht hat.

— Ich habe seine Schwachheit verflucht, — sprach Vater Simon traurig; — der Halbgott verwandelte sich in einen Menschen.

— Für mich aber, Vater, mich, den Soldaten, der ich an seiner Seite, vor seinen Augen gefochten habe, für mich, den er von der untersten Stufe in der Armee auf die höchste erhoben hat, für mich, den er mit seiner Gnade, seinen Wohlthaten überschüttet hat . . . ist er noch mehr als ein Halbgott gewesen . . . Er war mir ein Freund, und in meiner Verehrung that sich eben so viel Dankbarkeit als Bewunderung kund. Als er in seine Verbannung

ging ... wollte ich dieselbe theilen; man erlaubte mir es nicht, da habe ich denn eine Verschwörung angestiftet, und habe den Degen gegen die gezogen, welche seinen Sohn um die Krone gebracht hatten, die Frankreich ihm gegeben.

— In Deiner Stellung hast Du ganz recht gehandelt ... Pierre... ohne gerade die Bewunderung zu theilen, weiß ich Deine Dankbarkeit zu schätzen ... ich billige Alles, was Du gethan hast. Das Exil und die Verschwörung... Du weißt es.

— Dieses enterbte Kind, in dessen Namen ich mich verschworen habe, ist jetzt siebzehn Jahr alt und folglich im Stande, den Degen seines Vaters zu führen ...

— Napoleon II., — rief der Greis, indem er seinen Sohn mit Verwunderung und ängstlich anblickte, — der König von Rom!!!

— König!!! nein, er ist kein König mehr... Napoleon? nein, Napoleon heißt er nicht mehr; sie haben ihm irgend einen anderen, einen österreichischen Namen gegeben ... denn vor dem anderen Namen fürchten sie sich... Vor Allem fürchten sie sich!... Wissen Sie auch, was sie mit ihm machen, mit ihm, dem Kaiserssohne? — fragte der Marschall mit schmerzlicher Entrüstung, ... — sie quälen ihn; ... sie geben ihm einen langsamen Tod.

— Wer hat Dir das gesagt? ...

— O, Jemand, der es weiß ... und der nur Wahrheit, leider zu viel Wahrheit sagte... Ja, der Sohn des Kaisers sträubt sich mit aller Kraft gegen einen zu frühen Tod; die Augen auf Frankreich gerichtet, wartet und wartet er auf Jemand; aber Niemand kommt; ... nein, Niemand... Von Allen, die sein Vater so groß machte, als sie vorher klein waren ... denkt nicht Einer, nicht ein Einziger an das gesalbte Kind, welches man erstickt und das mit dem Tode ringt ...

— Du ... Du gedenkst seiner ..

— Gewiß! aber nicht eher that ich es, als bis ich erfuhr... ach! es ist nicht zu bezweifeln, denn aus derselben Quelle habe ich alle diese Nachrichten, bis ich erfuhr, daß dies Kind ein so schreckliches Loos hat... dieses Kind, dem ich auch einen Eid geleistet habe... ich habe es Ihnen schon erzählt, wie eines Tages

der Kaiser, der stolze und zärtliche Vater, mir ihn in der Wiege zeigte und zu mir sagte: — Alter Freund, sei meinem Sohne das, was Du seinem Vater gewesen bist; denn wer uns liebt, liebt auch unser Frankreich...

— Ja, ich weiß es... Du hast mir oft diese Worte wiederholt und wie Du, bin auch ich davon tief bewegt worden...

— Nun, lieber Vater, nun ich weiß, was der Sohn des Kaisers erduldet; wenn ich die deutlichsten Beweise hätte, daß man mich nicht betrügen will, wenn ich den Brief einer hohen Person am wiener Hofe gelesen hätte, nach welchem einem dem Andenken des Kaisers treuergebenen Manne die Mittel verschafft werden sollen, sich mit dem König von Rom in Einverständniß zu setzen und ihn vielleicht seinen Henkern zu entführen?...

— Und dann, — sagte der Arbeiter, seinen Sohn starr anblickend, — wenn Napoleon II. einmal frei ist?...

— Dann!!... — rief der Marschall. Dann sprach er mit leiser Stimme zu dem Greise: — Glauben Sie, lieber Vater, daß Frankreich gegen die Mißhandlungen, die es erdulden muß, unempfindlich ist? daß es nicht mehr an den Kaiser denkt?... Nein, nein, gerade in unseren Tagen der Erniedrigung für das ganze Land ruft man seinen heiligen Namen ganz leise... Was würde vollends geschehen, wenn dieser glorreiche Name in seinem Sohne wiederauflebte und an den Grenzen erschiene? Glauben Sie nicht, daß alle Herzen Frankreichs ihm entgegenschlagen würden?

— Das ist ja eine Verschwörung... gegen die jetzige Regierung... mit dem Feldgeschrei Napoleon II., — meinte der alte Arbeiter; — das ist eine ernste Sache.

— Ich habe Ihnen gesagt, Vater, daß ich recht unglücklich bin; urtheilen Sie jetzt darüber. Ich frage mich nicht nur, ob ich meine Kinder verlassen darf, um mich allen Zufällen eines so kühnen Unternehmens auszusetzen, ich muß mich auch fragen... ob ich nicht der jetzigen Regierung verpflichtet bin, die mir zwar keine Gunst erwiesen hat dadurch, daß sie meinen Titel und meinen Rang anerkannt, die mir aber doch wenigstens Gerechtigkeit widerfahren ließ... Was soll ich thun? Soll ich Alles, was ich

liebe, verlassen oder unempfindlich bleiben bei den Qualen des Sohnes eines Kaisers, dem ich Alles verdanke, dem ich persönlich Treue, ihm wie seinem Sohne, geschworen habe? Soll ich diese Gelegenheit vorüberlassen, ihn vielleicht zu retten, soll ich in seinem Interesse Verschwörungen einleiten?... sagen Sie mir, wenn ich übertreibe, was ich dem Andenken des Kaisers schuldig bin?... Sprechen Sie, Vater, entscheiden Sie; während einer ganzen schlaflosen Nacht habe ich mich bemüht, aus diesem Chaos herauszufinden, was mir die Ehre vorschreibt;... nur halbe Entschlüsse waren das Ergebniß... Sie, lieber Vater, Sie allein, ich wiederhole es, können mir rathen.

Nach kurzem Nachsinnen wollte eben der Greis seinem Sohne antworten, als Jemand durch das Gärtchen gelaufen kam, die Thür zum Parterre aufriß und in das Zimmer, in welchem Marschall Simon und sein Vater eben waren, ganz erschöpft eintrat.

Es war Olivier, der junge Arbeiter, welcher aus der Dorfschenke, in welcher sich die Wölfe versammelt hatten, glücklich entkommen war.

— Herr Simon... Herr Simon!... — rief er, blaß und athemlos, — sie sind da... sie kommen... sie wollen die Fabrik überfallen.

— Wer denn?... — fragte der Greis hastig, indem er aufstand.

— Die Wölfe, die Steinbrecher und Steinmetzen, an welche sich unterwegs eine Menge Leute aus der Umgegend und viele Tagediebe von den Barrièren angeschlossen haben. Hören Sie sie jetzt?... wie sie Tod den Vertilgern schreien!

In der That wurde das Geschrei immer deutlicher.

— Das war der Lärm, den ich noch vor Kurzem gehört habe, — sagte der Marschall, indem er ebenfalls von seinem Sitze aufstand.

— Es sind über zweihundert, Herr Simon, — sagte Olivier, — sie haben sich mit Steinen und Stöcken bewaffnet und zum Unglück ist die Mehrzahl von den Arbeitern aus unserer Fabrik in Paris. Wir sind kaum vierzig im Ganzen; die Weiber und

Kinder flüchten sich unter Schreckensrufen schon in ihre Wohnungen. Hören Sie sie? . . .



Die Decke dröhnte unter eiligen Fußtritten.

— Sollten sie wirklich einen ernstlichen Angriff unternehmen wollen? — fragte der Marschall seinen Vater, dessen Unruhe immer sichtbarer wurde.

— Gewiß, einen sehr ernstlichen, — sagte der Greis; es giebt nichts Schrecklicheres als Streit unter den Gesellen der verschiedenen Handwerke. Außerdem hat man sich seit einiger Zeit viel Mühe gegeben, die Umwohnenden gegen die Fabrik aufzuhetzen.

— Wenn Ihr so schwach an Zahl seid, meinte der Marschall, — so müßt Ihr zuerst alle Thüren gut barricadiren und dann...

Er wurde unterbrochen.

Ein rasendes Geschrei ertönte in solcher Nähe und mit solcher Stärke, daß die Fensterscheiben klirrten und der Marschall, sein Vater und der junge Arbeiter in das Gärtchen eilten, welches auf einer Seite durch eine ziemlich hohe Mauer von den angrenzenden Feldern getrennt war.

Während das Geschrei immer toller wurde, fiel plötzlich ein Hagel von großen Kieseln, die die Fensterscheiben des Hauses zerschmettern sollten, aber von den Fensterkreuzen der ersten Etage abprallten, auf die Mauer und in den Garten, rings um den Marschall und seinen Vater.

O Unglück!!! ein großer Stein hatte den Greis am Kopfe verletzt, daß er wankte... sich vorwärts neigte und blutend in die Arme des Marschall Simon sank, während draußen das Gebrüll: Schlacht und Tod den Vertilgern! immer wüthender wurde.

---

# Drittes Kapitel.

## Die Wölfe und die Vertilger.*)



Diese zügellose Masse, deren erste Feindseligkeiten für den Vater des Marschall Simon so verderbenbringend gewesen waren, bot einen schrecklichen Anblick dar.

---

*) Vertilger. Im Französischen heißt das Wort: Dévorant und könnte wohl diese Bedeutung haben, es kommt aber, wenn es in dieser Weise gebraucht wird, nicht von dévorer, sondern von dévoir. Man sehe darüber Agricol Perdiguier: „Le livre du Compagnonage“ (Paris 1841) wo es Theil I. Seite 58 heißt: „sur le sobriquet Dévorant je dirai: Le Dévoir est un code, c'est l'ensemble des lois et des reglements qui dirigent une societé; ceux qui possèdent un Dévoir furent nommés Dévoirants, puis Dévorants. — Nichtsdestoweniger hat der Uebersetzer die Bedeutung Vertilger beibehalten, weil Sue in diesem Sinne das Wort verstanden zu haben scheint. Etwas Aehnliches ist es mit dem Worte Gesellenschaft, Gesellenschafter, franz. compagnonage, compagnon, das keineswegs mit compagnie denselben Stamm hat, sondern von compas, der Zirkel, kommt, weil die so verbundenen Handwerker als Emblem einen Zirkel und Winkelmaaß führen.

Anmerkung des Uebersetzers.

Ein Flügel des gemeinsamen Hauses, derselbe, an welchen die Gartenmauer anstieß, grenzte an das freie Feld und eben hier begannen die Wölfe ihren Angriff. Der schnelle Marsch, das Einkehren in zwei Kneipen unterwegs, die glühende Ungeduld nach dem nahen Kampfe hatten die Köpfe dieser Menschen im höchsten Grade erhitzt.

Nach der ersten Steinsalve suchte die Mehrzahl der Stürmenden neue Munition vom Erdboden auf; dabei nahmen die einen ihre Knüttel zwischen die Zähne, andere stellten sie längs der Mauer hin; hie und da traten sie auch um die Hauptanführer der Bande tumultuarisch zusammen; die besser Gekleideten von diesen Leuten trugen Blousen oder Röcke und Mützen, Andere hatten nur Lumpen auf ihrem Leibe; wie wir schon erzählt haben, hatte sich freiwillig oder unfreiwillig eine ziemliche Anzahl von Tagedieben der Barrièren und anderen Herumtreibern, niedrige und galgenmäßige Physiognomien, an die Truppe der Wölfe angeschlossen. Einige häßliche, zerlumpte Weiber, wie man sie immer als Gefolge solcher Elenden antrifft, hatten sie begleitet; durch ihr Gekreisch, ihre Herausforderungen regten sie die schon erhitzten Gemüther immer mehr auf. Eine von ihnen, ein großes, starkgebautes Weib, mit zahnlosem Munde und dunkelrothem Gesichte, trug auf ihrem Kopfe eine Stutzhaube, unter welcher struppiges Haar hervorquoll, über ihrem zerlumpten Oberrocke trug sie ein altes, braungestreiftes Umschlagetuch, kreuzweise über die Brust gelegt und auf dem Rücken zusammengebunden. Diese Megäre war förmlich wüthend. Sie hatte die halbzerrissenen Aermel ihres Kleides zurückgeschlagen; mit der einen Hand schwang sie einen Knüttel, in der anderen hielt sie einen großen Stein; ihre Gefährten nannten sie Ciboule.

Mit heiserer Kehle schrie dieses schreckliche Wesen:

— Ich will mich mit den Fabrikweibern herumbeißen; ich will ihnen Ader lassen.

Lauter Beifall ihrer Genossen und wildes Geschrei: Ciboule soll leben! das sie fast wahnsinnig machte, waren der Lohn für diese ekelhaften Worte.

Unter den anderen Anführern war ein dürrer, blasser, klei-

ner Mann mit einem Spürhundgesichte und schwarzem Barte unter dem Halstuche; er trug ein rothes, griechisches Käppchen und seine neue, lange Blouse ließ eine sehr hübsche Tuchhose und feine Stiefeln sehen. Unverkennbar war dieser Mann aus einem ganz anderen Stande, als die übrigen von der Truppe: er erzählte die meisten beleidigenden und aufreizenden Aeußerungen, welche die Fabrikarbeiter über die Umwohner gethan haben sollten; er schrie viel, hatte aber in seinen Händen weder Stein noch Stock. Ein starker, rothwangiger Mann, dessen furchtbar tiefe Baßstimme einem Kirchensänger anzugehören schien, sagte zu ihm:

— Du willst also nicht auf diese gottlosen Hunde Feuer geben, die im Stande sind, wie der Herr Pfarrer sagte, die Cholera in's Land zu ziehen?

— Ich werde schon Feuer geben... besser wie Du, — erwiederte der kleine Mann mit dem Spürhundsgesichte, indem ein eigenthümliches, widriges Lächeln seinen Mund umspielte.

— Mit was willst Du denn Feuer geben?

— Ich denke mit diesem Steine, — sagte der Kleine, der einen großen Feldstein aufgehoben hatte; während er sich bückte, glitt ein ziemlich voller Sack, der aber sehr leicht war, und den er unter seiner Blouse befestigt zu haben schien, auf den Boden.

— Halt, Du verlierst Deinen Sack und das, was darin ist! — meinte der Andere. — Das scheint nicht schwer zu sein...

— Es sind Leinwandproben, — erwiederte der Mann mit dem Spürhundsgesichte, indem er schnell seinen Sack nahm und unter seiner Blouse verbarg; dann sagte er:

— Aber jetzt ruhig, ich glaube der Steinbrecher spricht.

In der That hatte der fürchterliche Steinbrecher das größte Ansehen über diese gereizte Menge; sein gigantischer Wuchs ragte dergestalt über Alle hinweg, daß man seinen dicken Kopf, mit einem rothen zerfetzten Schnupftuch umwunden, und die gelbe Lederhaut seiner herkulischen Schultern stets über der Höhe der düstern und beweglichen Menge bemerken konnte; neben ihm waren nur noch hier und da einige Weiberhauben, als eben so viel weiße Punkte, sichtbar.

Als die wenigen rechtschaffenen Arbeiter, die sich in dieses gefährliche Unternehmen als in einen Gesellenstreit hatten hineinziehen lassen, sahen, wie erbittert die Gemüther waren, bedachten sie die möglichen Folgen und suchten sich, leider zu spät, von der Truppe zu entfernen; man ergriff sie aber und zog sie in die Mitte der feindseligsten Gruppen. Um den Vorwand der Feigheit zu vermeiden und aus Furcht, sich den Mißhandlungen der Ueberzahl auszusetzen, schoben sie ihre Flucht bis zu einem günstigern Augenblicke auf.

Auf das wilde Geschrei, welches die erste Steinsalve begleitet hatte, war eine tiefe Stille eingetreten, die erst von der Stentorstimme des Steinbrechers unterbrochen wurde.

— Die Wölfe haben geheult, — schrie er, — wir wollen jetzt sehen und abwarten, wie die Vertilger uns antworten werden und ob sie den Kampf annehmen.

— Wir müssen sie alle aus ihrer Fabrik herauslocken und den Kampf auf freiem Gebiete beginnen, — sagte der Kleine mit dem Spürhundsgesichte, welcher der Rechtsgelehrte der Menge zu sein schien; — geschieht das nicht, so ist Verletzung ihrer Wohnung vorhanden.

— Verletzen! was geht das uns an? ... — schrie die häßliche Megäre Ciboule; — draußen oder drinnen, ich muß mit den Fabrikkatzen abrechnen.

— Ja, ja, — schrieen andere, eben so zerlumpte und häßliche Weiber wie Ciboule, — die Männer sollen nicht Alles haben.

— Wir wollen auch etwas zu thun haben!

— Die Fabrikweiber sagen, alle Frauen in der Umgegend tränken nicht wenig und liebten viel! — schrie der Kleine mit dem Spürhundsgesichte.

— Gut, das wollen wir ihnen bezahlen.

— Das ist Sache der Frauen.

— Das ist unsere Sache.

— Weil sie so gern in ihrem gemeinsamen Hause singen, — schrie Ciboule, — sollen sie von uns die Arie lernen: „Zu Hülfe mir ... man will mich tödten.“

Dieser barbarische Scherz wurde mit Geschrei, Pfeifen und tollem Fußgetrampel beifällig aufgenommen, bis endlich die Stentorstimme des Steinbrechers diesem Unwesen ein Ende machte. Er schrie:

— Ruhe!

— Ruhe! . . . Ruhe! — wiederholte die Menge, — hört, was der Steinbrecher sagt.

— Wenn die Vertilger schlau genug sind, in ihrem Neste zu bleiben, so wollen wir ihnen noch eine Steinsalve zukommen lassen, — da unten ist eine Thür; . . . wir werden sie dann aufbrechen und die Herren in ihren Löchern aufsuchen.

— Es würde viel besser sein, wenn wir ihnen draußen ein Treffen liefern könnten und kein einziger in der Fabrik zurückbliebe . . . — sagte der Kleine mit der Spürhundsphysiognomie, der noch etwas Anderes im Sinne zu haben schien.

— Man schlägt sich, wo man kann, — donnerte der Steinbrecher, — wenn es nur zum Balgen kommt . . . es geht Alles . . . Nicht wahr, meine Wölfe, man kann sich auch auf dem Dache und einer Mauer todtschlagen?

— Ja wohl! . . . ja wohl! — jauchzte die Menge, von diesen wilden Scherzen begeistert, — wenn sie nicht herauskommen wollen, werden wir Gewalt brauchen und hineinkommen.

— Wir werden uns ihren Palast einmal ansehen!

— Diese Heiden haben nicht einmal eine Kapelle, — sagte die Baßstimme, — der Herr Pfarrer hat sie verdammt.

— Warum haben sie denn eigentlich ein Schloß und wir nur Hütten?

— Herrn Hardy's Arbeiter sagen, für Hunde, wie Ihr, seien Eure Hundehütten noch viel zu gut! — schrie der Kleine mit dem Spürhundsgesichte.

— Ja! . . . Ja! das haben sie gesagt.

— Es soll auch Nichts ganz bleiben.

— Ihr Prachtgebäude wird sein schönes Ansehn verlieren.

— Wir wollen durch die Fenster eine Einsicht ihres Hauses vornehmen.

— Und wenn wir die Katzen, diese Zieraffen, zum Singen gebracht haben, — schrie Ciboule, — sollen sie tanzen, und wir wollen mit Steinen auf ihren Köpfen den Takt dazu angeben.

— Also hört Ihr, Wölfe! — brüllte die Stentorstimme des Steinbrechers, — noch eine Salve, und kommen die Vertilger noch nicht heraus ... dann nieder mit der Thür.

Mit wildem Beifallsjauchzen wurde dieser Vorschlag aufgenommen, und der Steinbrecher, dessen Stimme gewaltiger war, als der Lärm, schrie mit aller Kraft seiner Herkuleslunge:

— Achtung! Ihr Wölfe... Steine in die Hand ... und Alle... Seid Ihr fertig?

— Ja, ja, wir sind fertig...

— Angelegt! ... Feuer...

Und zum zweiten Male regnete ein Steinhagel gegen die Vorderseite des gemeinsamen Hauses, welche nach den Feldern zuging; ein Theil der Geschosse zerbrach die Scheiben, die noch unversehrt geblieben waren. Unter dem Geklirr der zerschmetterten Fensterscheiben ertönte in einem furchtbaren Chore das furchtbare Geschrei der von ihren Thaten berauschten Menge:

— Schlacht und Tod den Vertilgern!

Das Geschrei wurde haarsträubend, als durch die zerbrochenen Fenster die Stürmenden sahen, wie Frauen auf- und abliefen, wie sie verstört, die Einen ihre Kinder mit sich zogen, Andere die Hände zum Himmel emporstreckten und um Hülfe riefen, und noch Andere, die kühner waren, sich den Fenstern näherten, um die Läden zu schließen.

— Aha! die Ameisen ziehen aus! — schrie Ciboule und bückte sich nach einem Steine, — Steinwürfe sollen ihnen behülflich sein!

Der Stein, von der sichern Manneshand der Megäre geworfen, traf eine unglückliche Frau, welche sich zu einem Fenster hinausbog, um einen Laden zu schließen.

— Getroffen ... ich habe sie in den Sand gestreckt! ... — schrie das häßliche Weib.

— Mit Recht hat man Dich Ciboule getauft... Du triffst gut à la boule, — sagte eine Stimme.

— Ciboule soll leben!

— Kommt heraus, Ihr Vertilger, wenn Ihr Muth habt!

— Sie, die doch immer sagten, alle Nachbarn wären zu feig, um ihr Haus nur einmal anzusehen, — sprach der Kleine mit dem Spürhundsgesichte. — Jetzt haben sie Manschetten!

— Sie wollen nicht herauskommen, — schrie der Steinbrecher mit Donnerstimme. — Wir wollen sie hinausräuchern!!

— Ja... Ja!

— Wir wollen die Thür sprengen!

— Wenn wir sie nur noch finden!

— Vorwärts... vorwärts!...

Und unter Lärmen wälzte sich die Menge, an der Spitze der Steinbrecher und in dessen Nähe die Ciboule, seinen Knüttel schwingend, gegen ein großes Thor nicht weit davon.

Die Ebene dröhnte unter den eiligen Fußtritten der Masse, deren Geschrei ganz verstummt war; aber dieser dumpfe, ich möchte sagen unterirdische Lärm, war noch fürchterlicher, als das wahnsinnige Geschrei.

Die Wölfe waren bald vor dem Thore aus massivem Eichenholz angelangt.

Eben als der Steinbrecher seinen ungeheuren Steinhammer aufhob, um gegen den einen Thürflügel zu schlagen, that sich plötzlich derselbe auf. Einige von den kampflustigsten Stürmern wollten hineinstürzen, aber der Steinbrecher trat zurück und streckte seine Arme aus, wie um die Hitze der Seinigen zu mäßigen und Stillschweigen zu gebieten; sie stellten sich also um ihn rings herum.

Durch das halboffene Thor erblickte man ein kleines Häufchen Arbeiter, dessen Haltung aber ihren Entschluß anzeigte; in der Eile hatten sie sich mit Heugabeln, Eisenstangen und Knütteln bewaffnet. Agricol stand an ihrer Spitze, in seiner Hand den schweren Schmiedehammer.

Der junge Arbeiter war blaß; aber an seinen feurigen Augen, seiner herausfordernden Miene, seiner unverzagten Sicher-

heit konnte man erkennen, daß das Blut seines Vaters in seinen Adern rollte und er wohl in einem solchen Kampfe Schrecken einflößen könnte. Doch wußte er sich zu bezwingen und fragte den Steinbrecher mit fester Stimme:

— Was wollt Ihr?

— Kampf! — schrie der Steinbrecher donnernd.

— Ja, ja, Kampf!... wiederholte die Menge.

— Ruhe, Ihr Wölfe! — schrie der Steinbrecher, indem er sich umdrehte und seine breite Hand gegen die Masse ausstreckte.

Hierauf wendete er sich zu Agricol:

— Die Wölfe wollen kämpfen...

— Mit wem?

— Mit den Vertilgern.

— Hier giebt es keine Vertilger, — antwortete Agricol, — hier giebt es nur ruhige Arbeiter... zieht von dannen...

— Nun gut! hier sind Wölfe, welche die ruhigen Arbeiter verspeisen wollen.

— Die Wölfe werden Niemand fressen, — sagte Agricol, dem Steinbrecher, welcher sich drohend näherte, starr in's Gesicht sehend, — vor den Wölfen fürchten sich höchstens Kinder.

— So?... glaubst Du? — sagte der Steinmetz, spöttisch grinsend. Dann hielt er Agricol seinen schweren Steinhammer, so zu sagen, unter die Nase und fragte:

— Was meinst Du dazu? Ist das etwas zum Lachen?

— Und das? — sagte Agricol, der mit einer blitzschnellen Bewegung den Hammer des Steinbrechers mit seinem Schmiedehammer wegschlug.

— Eisen... gegen Eisen... Hammer gegen Hammer, das liebe ich, meinte der Steinbrecher.

— Es ist jetzt nicht die Rede davon, was Euch ansteht, — erwiederte Agricol, der sich kaum noch mäßigen konnte, — Ihr habt unsere Fenster zerbrochen, unsere Frauen erschreckt und den ältesten Arbeiter unserer Fabrik vielleicht tödtlich verwundet, daß er jetzt in den Armen seines Sohnes liegt, — Agricol's Stimme wurde wider seinen Willen bewegt, — ich denke, das ist genug.

— Nein! die Wölfe haben noch mehr Hunger, — sagte der Steinbrecher, — Ihr sollt herauskommen, Ihr Schlauköpfe; kommt auf das Feld und kämpft mit uns.



— Ja, ja, kämpfen!... sie sollen herauskommen!... — schrie die Menge, indem sie dazu heulte, pfiff und die Knüttel

schwang, in dem engen Raume vor dem Thore dicht zusammengedrängt und sich hin und her stoßend.

— Wir wollen nicht kämpfen, — war Agricol's Antwort; — wir wollen nicht zu Euch hinauskommen. Wenn Ihr das hier überschreiten solltet, — Agricol warf während dieser Worte seine Mütze auf die Schwelle und stellte mit entschlossener Miene seinen Fuß darauf, — ja, wenn Ihr dieses überschreitet, so greift Ihr uns in unserm Hause an ... und die Verantwortung für Alles, was daraus entstehen kann, fällt auf Euch.

— Drinnen oder draußen, wir werden kämpfen, die Wölfe sind lüstern nach den Vertilgern! ... Da, nimm Deinen Theil!

So schrie der wüthende Steinbrecher und wollte mit seinem Hammer auf Agricol einschlagen. Dieser aber sprang schnell zur Seite, wich dem Hiebe aus und ließ seinen Hammer auf die Brust des Steinbrechers niederfallen. Dieser aber wankte nur einen Augenblick, stand bald wieder fest auf seinen Füßen und stürzte mit dem Rufe: — Zu mir, Wölfe! — wüthend auf Agricol los.

---

# Viertes Kapitel.

## Die Rückkehr.



Sobald der Kampf zwischen Agricol und dem Steinbrecher losgegangen war, wurde das Gewühl furchtbar, unerbittlich und erbittert. Eine ganze Fluth von Andringenden folgte dem Steinbrecher und stürzte sich mit unwiderstehlicher Wuth durch die Thür; andere, welche durch dieses erschreckliche Gedränge nicht durchdringen konnten, bei welchem die Ungestümsten die minder Heftigen umstießen, erdrückten und erstickten, machten einen ziemlich langen Umweg, zerbrachen ein Gitter, welches an einer Hecke stand, und brachten, so zu sagen, die Fabrikarbeiter zwischen zwei Feuer; die Einen widerstanden muthig, Andere dagegen, welche sahen, wie Ciboule in Begleitung einiger ihrer furchtbaren Gefährtinnen und mehrere Landstreicher von bösem Aussehen schnell nach dem gemeinschaftlichen Hause hinliefen, wohin sich die Weiber und Kinder geflüchtet hatten, begannen diese Bande zu verfolgen;

aber einige Begleiter der Megäre hatten Kehrtum gemacht und vertheidigten den Eingang zur Treppe kräftig gegen die Arbeiter, so daß Ciboule mit drei oder vier Ihresgleichen und eben so viel Männern nicht minder verruchter Art in mehrere Zimmer stürzen konnte, theils um zu plündern, theils um Alles zu zerstören...

Eine Thür, welche anfangs ihnen Widerstand geleistet hatte, wurde bald eingestoßen und Ciboule stürzte in das Zimmer, ihren Stock in der Hand, ganz außer sich, wüthend, taumelnd von dem Lärmen und Tumulte. Ein hübsches junges Mädchen, Angele, welche den Eingang in ein zweites Zimmer wahren zu wollen schien, warf sich bleich, flehend und mit gerungenen Händen auf's Knie und rief aus:

— Thun Sie meiner Mutter nichts Böses an!

— Erst sollst Du Dein Theil bekommen und dann Deine Mutter! — rief das furchtbare Weib, indem es sich auf das unglückliche Kind warf und versuchte, ihm das Gesicht mit den Nägeln zu bearbeiten, während die Taugenichtse den Spiegel, die Uhr mit Stockschlägen vernichteten und die Andern sich einiger Kleidungsstücke bemächtigten.

Angele stieß Schmerzensrufe aus, indem sie sich gegen die Ciboule wehrte und stets das Zimmer zu decken suchte, in welches ihre Mutter geflüchtet war, und diese rief zum Fenster hinaus Agricol um Hülfe an.

Der Schmied war auf's Neue im Handgemenge mit dem furchtbaren Steinbrecher. Bei diesem Kampfe, Leib an Leib, waren ihre Hämmer unnütz geworden: mit unterlaufenen Augen, die Zähne aufeinander gebissen, Brust gegen Brust, in einander verschlungen wie zwei Schlangen, machten sie unerhörte Anstrengungen, um sich umzuwerfen; Agricol war etwas gebückt und hielt unter seinem rechten Arme das linke Bein des Steinbrechers, da es ihm gelungen war, als er einen wüthenden Fußtritt parirte, sich desselben zu bemächtigen; aber die Kraft des Anführers der Wölfe war so herkulisch, daß er, trotzdem daß er nur auf einem Beine stand, doch unerschütterlich blieb wie ein Thurm. Mit der Hand, welche ihm frei blieb, denn die andere hielt Agricol fest wie in einem Schraubstocke, versuchte er mit von unten geführten

Faustschlägen dem Schmied die Kinnbacken zu zerbrechen, der mit niedergebeugtem Kopfe seine Stirn gegen die Brusthöhle seines Gegners stemmte.

— Der Wolf wird dem Vertilger die Zähne ausbrechen, daß er nichts vertilgen kann, — sagte der Steinbrecher.

— Du bist kein wahrer Wolf, — versetzte der Schmied, indem er seine Anstrengungen verdoppelte; — die wahren Wölfe sind brave Gesellen, die nicht zehne auf einen losgehen...

— Wahr oder nicht wahr, ich zerschlage Dir doch die Zähne.

— Und ich Dir die Pfote.

Dies sagend rüttelte der Schmied so heftig an dem Beine des Steinbrechers, daß dieser ein furchtbares Schmerzgeschrei ausstieß und mit der Wuth eines wilden Thieres den Kopf plötzlich vorstreckte, so daß es ihm gelang, Agricol in der Nähe des Halses zu beißen.

Bei diesem wüthenden Bisse machte der Schmied eine Bewegung, welche dem Steinbrecher erlaubte, sein Bein loszumachen, und nun stürzte er mit übermenschlicher Anstrengung und mit seinem ganzen Gewichte auf Agricol los, so daß dieser wankte, taumelte und unter ihm niedersank.

In diesem Augenblicke rief die Mutter Angelen's aus einem der Fenster des gemeinschaftlichen Hauses mit herzzerreißender Stimme:

— Zu Hülfe, Herr Agricol, man tödtet meine Tochter!

— Laß mich... und auf Mannes Wort, wir wollen uns morgen schlagen, wenn Du willst, — sagte Agricol mit keuchender Stimme.

— Nichts Aufgewärmtes,... ich esse gern frisch, — antwortete der Steinbrecher, nahm den Schmied mit einer seiner furchtbaren Hände bei der Gurgel und versuchte, ihm das Knie auf die Brust zu setzen.

— Zu Hülfe,... man tödtet meine Tochter! — rief die Mutter Angelens mit verzweifelter Stimme.

— Gnade!... ich bitte Dich um Gnade... laß mich gehen, — sagte Agricol, indem er unerhörte Anstrengungen machte, um seinem Gegner zu entwischen.



— Ich habe zu viel Hunger, — antwortete der Steinbrecher.

Agricol war außer sich vor dem Schrecken, welchen ihm die Gefahr Angelen's einflößte, und erneuerte seine Anstrengungen, als der Steinbrecher sich am Schenkel plötzlich von scharfen Zähnen gefaßt fühlte und zu gleicher Zeit drei bis vier von kräftiger Hand ertheilte Stockschläge über den Kopf empfing.

Er ließ los ... und sank betäubt auf ein Knie und die eine Hand, indem er versuchte, mit der andern die Schläge zu pariren, welche auf ihn einregneten und die sofort aufhörten, als Agricol befreit war.

— Mein Vater ... Sie retten mich ... wenn es nur für Angele nicht zu spät ist! — rief der Schmied, indem er aufstand.

— Lauf, ... geschwind ... kümmere Dich nicht um mich, — versetzte Dagobert.

Und Agricol stürzte nach dem gemeinschaftlichen Hause.

Dagobert war in Begleitung Murrkopfs gekommen, um, wie wir oben erwähnten, die Töchter des Marschall Simon zu ihrem Großvater zu bringen; als er mitten im Tumulte angekommen war, hatte der Soldat einige Arbeiter um sich versammelt, um den Eingang zu dem Zimmer zu vertheidigen, in welches der Vater des Marschalls halb todt getragen worden war, und von diesem Posten aus hatte der Soldat die Gefahr Agricol's gesehen.

Bald trennte eine andere Woge des Getümmels Dagobert von dem Steinbrecher, der einige Augenblicke ohne Bewußtsein blieb.

Agricol war mit zwei Sätzen nach dem gemeinschaftlichen Hause gesprungen, hatte die Kerle, welche den Aufgang zur Treppe vertheidigten, zu beseitigen gewußt und war in den Gang gestürzt, nach welchem das Zimmer Angelen's hinausging.

In dem Augenblicke, wo er ankam, vertheidigte das unglückliche Kind mechanisch ihr Gesicht mit beiden Händen gegen die Ciboule, welche, erbittert wie eine Hyäne auf ihre Beute, sie zu zerfleischen bemüht war.

Sich auf die furchtbare Megäre stürzen, sie bei ihrem rothen Haare fassen, sie mit unwiderstehlicher Gewalt hintenüberwerfen

und sie mit einem heftigen Fußstoße gegen die Brust auf den Rücken werfen, Alles das war für Agricol das Geschäft eines Augenblicks.



Ciboule war hart getroffen, aber durch die Wuth zäh gemacht, stand sie gleich wieder auf.

In diesem Augenblicke konnten einige Arbeiter, welche Agricol

auf dem Fuße gefolgt waren, mit Vortheil kämpfen, und während der Schmied die halb ohnmächtige Angele aufrichtete und in das Nebenzimmer trug, wurden Ciboule und ihre Bande aus diesem Theile des Hauses vertrieben.

Nach dem ersten Feuer des Angriffs sah die kleine Anzahl wahrer Wölfe, wie Agricol sie bezeichnete, die, obwohl sie sonst redliche Arbeiter waren, die Schwäche gehabt hatten, sich bei diesem Unternehmen unter dem Vorwande eines Gesellenschafterstreites fortreißen zu lassen, welche Ausschweifungen die nichtswürdigen Leute begingen, von denen sie fast wider ihren Willen begleitet worden waren, und so gingen sie denn plötzlich auf die Seite der Vertilger über.

— Es giebt keine Wölfe und Vertilger mehr hier, — hatte einer der entschlossensten Wölfe zu Olivier gesagt, mit welchem er sich hart und ehrlich geschlagen hatte; — es giebt nur noch redliche Arbeiter, welche sich vereinigen müssen, um auf einen Haufen von Halunken loszuschlagen, die nur hierher gekommen sind, um zu zerstören und zu plündern.

— Ja, — versetzte ein Anderer, — gegen unsern Willen sind die Fenster Eures Hauses zerschlagen worden.

— Der Steinbrecher ist es gewesen, der Alles toll gemacht hat, — sagte ein Anderer, — die wahren Wölfe wollen nichts von ihm wissen, er soll sein Theil noch bekommen.

— Alle Tage schlägt man sich auf rechtschaffene Art, ... aber man achtet sich auch.*).

---

*) Wir möchten vom Leser nicht mißverstanden werden und bemerken blos, daß das Bedürfniß unserer Erzählung uns nur vermocht, die Wölfe die angreifende Partei sein zu lassen. Während wir einen der Mißbräuche der Gesellschaft zu schildern versuchen, Mißbräuche, die übrigens von Tag zu Tag sich mehr verwischen, möchten wir nicht gern in den Verdacht gerathen, als schrieben wir der einen Partei, den Wölfen oder den Vertilgern, mehr Feindseligkeit und Wildheit des Charakters zu, als der andern. Die Wölfe, die Gesellenschafter der Steinbrecher, sind im Allgemeinen sehr arbeitsame, sehr verständige Arbeiter, und ihre Lage ist um so mehr der Theilnahme würdig, als ihre Arbeiten von fast mathematischer Genauigkeit nicht blos zu den härtesten und schwierigsten gehören, sondern es ihnen auch drei bis vier

Dieser Abfall eines Theiles der Angreifenden, der freilich der allerkleinste war, gab indessen den Arbeitern der Fabrik neuen Muth und alle Wölfe und Vertilger, obgleich an Anzahl verhältnißmäßig sehr gering, vereinigten sich gegen die Landstreicher und Vagabunden, welche noch zu beklagenswertheren Auftritten Anstalt machten.

Eine Bande dieser Elenden, die von dem kleinen Menschen mit dem Wieselgesichte, dem geheimen Sendling des Baron Tripeaud, aufgereizt und verlockt war, begab sich in Masse nach den Werkstätten des Herrn Hardy.

Nun begann eine beklagenswerthe Zertrümmerung. Die Zerstörungswuth ergriff diese Leute wie ein Schwindel, sie zerbrachen ohne Mitleid die werthvollsten Maschinen und Werkstühle von außerordentlicher Arbeit; halbfertig fabricirte Gegenstände wurden unerbittlich vernichtet, ein wilder Wetteifer reizte diese Barbaren: diese Werkstätten, welche noch eben Muster von Ordnung und Arbeitsersparniß waren, boten bald nichts mehr als Trümmer dar; die Höfe wurden mit Gegenständen aller Art bedeckt, welche man mit wildem Geschrei und wüstem Gelächter zum Fenster hinauswarf. Darauf reizte der kleine Mann mit dem Wieselgesichte dazu an, die Handelsbücher des Herrn Hardy, welche für den Geschäftsmann so unentbehrlich sind, zu zerreißen, dem Winde preiszugeben und darauf mit den Füßen herumzutanzen, in einer Art teuflischer Runde, die aus Allem bestand, was es nur in diesem Gemenge schmutziger, zerlumpter, wüster Männer und Weiber Ekelhaftes gab, die sich bei der Hand gefaßt hatten und umhertanzten, indem sie furchtbares Geschrei ausstießen.

Seltsames und schmerzliches Widerspiel! — Bei dem be-

Monate im Jahre an Arbeit fehlt, da ihr schweres Handwerk unglücklicherweise zu denjenigen gehört, welche der Winter unausbleiblich still stehen heißt. Eine ziemlich große Anzahl von Wölfen wohnen jeden Abend, um sich in ihrem Gewerbe zu vervollkommnen, einem Cursus der Lineargeometrie mit Anwendung auf die Steinsprengung bei, ähnlich dem, welchen Herr Agricol Perdiguier für die Tischler liest; mehrere Steinbrecher hatten sogar auf der letzten Ausstellung ein architektonisches Modell von Thon eingeliefert.

täubenden Lärm der furchtbaren Scenen des Aufruhrs und der Zerstörung begab sich ein Auftritt von düsterer und erhebender Ruhe in dem Zimmer des Vaters des Marschall Simon, in dem einige ergebene Leute wachten.

Der alte Arbeiter lag auf einem Bette ausgestreckt, den Kopf mit einer Binde umwunden, welche sein weißes, blutbeflecktes Haar sehen ließ: seine Züge waren erdfarben, sein Athemzug kurz und abgebrochen, seine Augen fast ohne Blick.

Der Marschall Simon stand am Kopfende des Bettes über seinen Vater gebeugt und lauschte mit verzweiflungsvoller Angst auf das geringste Zeichen von Bewußtsein des Sterbenden ... ein Arzt fühlte demselben den schwachen Puls.

Rose und Blanche, welche Dagobert hergebracht hatte, lagen vor dem Bette auf den Knieen, rangen die Hände und ihre Augen waren von Thränen gebadet; etwas weiter davon und halb im Schatten des Zimmers verborgen, denn die Stunden waren verflossen und die Nacht brach herein, stand Dagobert, die Arme über die Brust gekreuzt, das Gesicht vom Schmerz verzogen.

Es herrschte im Zimmer ein tiefes, feierliches Schweigen, welches nur durch die erstickten Seufzer Rose's und Blanche's, so wie durch den schweren Athemzug des Vater Simon unterbrochen wurde.

Die Augen des Marschalls waren trocken, düster und glänzend, ... er wendete sich vom Gesichte seines Vaters ab, um den Arzt mit dem Blicke zu fragen.

Es giebt seltsame Schickungen...

Dieser Arzt war Herr Baleinier.

Das Krankenhaus des Doctors war von der nächsten Barrière, durch welche man nach der Fabrik kam, nicht weit entfernt, und da er in der Umgegend berühmt war, hatte man gleich zu ihm nach Hülfe geschickt.

Plötzlich machte der Doctor Baleinier eine Bewegung; der Marschall Simon, der ihn nicht mit den Augen verließ, rief aus:

— Hoffnung?...

— Wenigstens, Herr Herzog, belebt sich der Puls ein wenig...

— Er ist gerettet! — sagte der Marschall.

— Machen Sie sich keine falschen Hoffnungen, Herr Herzog, — antwortete der Doctor ernst, — allerdings belebt sich der Puls etwas, es ist dies die Folge der starken topischen Mittel, welche ich an den Füßen angewendet habe ... aber ich weiß nicht, wie der Ausgang dieser Krisis sein wird.



— Mein Vater ... mein Vater, hören Sie mich! — rief der Marschall, als er den Greis eine leise Kopfbewegung machen und mit den Augenlidern zucken sah.

In der That öffnete er bald die Augen; ... und diesmal leuchtete der Verstand in seinem Blicke.

— Mein Vater ... Du lebst ... Du erkennst mich? — rief der Marschall vor Freude und Hoffnung trunken.

— Pierre, bist Du da? ... — sagte der Greis mit schwacher Stimme, — die Hand ... gieb ... und er machte eine leise Bewegung.

— Hier, mein Vater! — rief der Marschall, indem er die Hand des Greises in der seinigen drückte.

Darauf gab er einer Regung unwillkürlichen Freudentaumels nach, stürzte sich auf seinen Vater und bedeckte seine Hände, sein Gesicht, sein Haar mit Küssen, indem er ausrief:

— Er lebt, mein Gott ... er lebt ... er ist gerettet!

In diesem Augenblicke kam das Geschrei des Kampfes, der auf's Neue zwischen den Landstreichern, den Wölfen und den Vertilgern losging, dem Sterbenden zu Ohren.

— Dieser Lärm! — sagte er, — schlägt man sich denn?

— Es beruhigt sich schon, glaube ich, — sagte der Marschall, um seinen Vater nicht zu ängstigen.

— Pierre, — sagte der Greis mit schwacher, gebrochener Stimme, — ich mache es nicht lange mehr ...

— Mein Vater!

— Laß mich sprechen, mein Kind, damit ich Dir Alles sagen kann.

— Mein Herr, — sagte Baleinier voller Salbung zu dem alten Arbeiter, — der Himmel wird vielleicht ein Wunder zu Ihren Gunsten thun, zeigen Sie sich dankbar und lassen Sie einen Priester ...

— Einen Priester? ... nein ... ich danke, ich habe meinen Sohn, — sagte der Greis, — in seinen Armen will ich meinen Geist aushauchen, der stets rechtschaffen und redlich gewesen ist ...

— Sterben! — rief der Marschall aus, — o nein, nein!...

— Pierre, — sagte der Greis mit anfangs stärkerem, aber immer schwächer werdendem Tone, — Du hast mir ... so eben ... Rath abverlangt ... in einer ... sehr wichtigen Sache ... Mir

scheint ... als ob der Wunsch ... Dich über Deine Pflicht ... aufzuklären ... mich auf einen Augenblick in's Leben zurückgerufen hat ... denn ich würde ... sehr unglücklich sterben ... wenn ich Dich auf einem Wege wüßte ... der Deiner und meiner unwürdig wäre ... Höre mir also zu, mein Sohn, ... mein braver Sohn ... in diesem feierlichen Augenblicke irrt sich ein Vater nicht ... Du hast eine große Pflicht zu erfüllen ... wo nicht, so handelst Du nicht als Mann von Ehre ... so erkennst Du meinen letzten Willen ... Du mußt ohne ... ohne zu zaudern ...

Die Stimme des Greises wurde immer schwächer ... Als er diese letzten Worte gesprochen, wurde sie ganz und gar unverständlich.

Die einzigen Worte, welche der Marschall Simon noch unterscheiden konnte, waren die folgenden:

— Napoleon II ... Schwur ... Mehrere, ... mein Sohn ...

Darauf bewegte der alte Arbeiter noch mechanisch die Lippen und das war Alles ...

In dem Augenblicke, wo er starb, war die Nacht schon ganz und gar herabgesunken und plötzlich erschallten draußen die Rufe des Entsetzens:

— Feuer! ... Feuer! ...

Die Feuersbrunst brach mitten in einer der Werkstätten aus, wo leicht entzündbare Gegenstände lagen und wo hinein sich der kleine Agent des Baron Tripeaud geschlichen hatte.

Zu gleicher Zeit hörte man von fern den Lärmen der Trommel, welche die Ankunft einer Truppenabtheilung verkündete, die von der Barrière herkam ...

.......................................

Seit einer Stunde und allen Bemühungen zum Trotz verzehrt das Feuer die Fabrik.

Die Nacht ist klar, kalt und sternenhell. Ein heftiger Nordwind weht und heult.

Ein Mann kommt quer über das Feld und ein ziemlich hoher Erdhügel verbirgt ihm die Feuersbrunst. Dieser Mann kommt mit langsamen, ungleichen Schritten vorwärts.

Dieser Mann ist Herr Hardy.

Er hat zu Fuße über das Feld nach Hause zurückkehren wollen, da er hoffte, dadurch sein Fieber zu beschwichtigen ... ein eisiges Fieber, wie der Schauer eines Sterbenden.

Man hatte ihn nicht getäuscht. Diese angebetete Geliebte, das edle Weib, zu dem er nach der furchtbaren Enttäuschung, welche ihn eben betroffen, sich hätte flüchten können, dieses Weib hatte Frankreich verlassen.

Er kann es nicht bezweifeln: Marguerite ist nach Amerika gereist, ihre Mutter hat zur Büßung ihres Fehlers von ihr verlangt, daß sie ihm nicht ein einziges Abschiedswort schreibe, ihm, dem sie ihre Pflichten als Gattin geopfert. Marguerite hat gehorcht ...

Sie hatte es übrigens häufig gesagt: — Zwischen meiner Mutter und Ihnen würde ich nicht unentschieden sein.

Sie hat nicht gezaudert ... es ist also keine Hoffnung mehr, keine; selbst wenn der Ocean ihn nicht von Marguerite trennte, weiß er doch, daß sie ihrer Mutter sich blindlings unterwarf, daß dennoch Alles vorüber wäre, ... auf ewig vorüber.

Nun gut ... er rechnet nicht mehr auf dieses Herz ... dieses Herz, welches seine letzte Zuflucht war.

So sind ihm also die beiden lebendigsten Wurzeln seines Lebens herausgerissen und mit einem Schlage vernichtet, an demselben Tage, fast zu gleicher Zeit.

Wer bleibt Dir denn nun, arme Sensitive, wie Dich Deine Mutter nannte?

Was bleibt Dir, um Dich für diese letzte verlorene Liebe zu trösten, für jene Freundschaft, welche die Nichtswürdigkeit in Deinem Herzen getödtet?

O, es bleibt Dir noch jener Winkel der nach Deinem Bilde geschaffenen Welt, jene kleine friedlich blühende Colonie, wo, Dank sei es Deinen Bemühungen, die Arbeit Freude und Belohnungen mit sich führt; diese braven Handwerker, welche Du so glücklich, so gut, so dankbar gemacht hast ... diese werden Dich nicht im Stiche lassen ... Auch das ist eine fromme und große

Zuneigung ... möge sie Dein Schutz sein nach dem schrecklichsten Umsturze aller Deiner heiligsten Gefühle ...

Die Ruhe dieses lachenden schönen Asyls, der Anblick des beispiellosen Glückes, welches Deine Geschöpfe dort genießen, wird Deine arme schmerzerfüllte, blutende Seele, die nur noch vom Leiden lebt, beruhigen.

Nun, da bist Du jetzt auf der Höhe des Hügels, von dem Du fern hin in der Ebene das Arbeiterparadies sehen kannst, dessen angebeteter Gott Du bist.

Herr Hardy war auf der Höhe des Hügels angekommen.

In diesem Augenblicke brach die eine Zeitlang verhalten gewesene Feuersbrunst mit neuer Wuth in dem gemeinschaftlichen Hause, das sie erreicht hatte, aus.

Ein heller, erst weißlicher, dann rother ... dann kupferfarbener Schimmer erleuchtete fernhin den Horizont.



Herr Hardy sah das mit an ... und ihn ergriff eine Art ungläubigen Staunens, eine förmliche Gedankenlosigkeit. Plötzlich

schwang sich in einem Wirbel von Rauche, von einem Schwarme Funken begleitet, eine ungeheure Flammengarbe zum Himmel empor und warf auf das ganze Feld und bis zu Herrn Hardys Hause glühende Wiederscheine.

Die Heftigkeit des Nordwindes, der die Flammen peitschte und vor sich her jagte, daß sie unter seinem Athem wogten, brachte bald die hastigen Klänge der Sturmglocke seiner brennenden Fabrik zu Herrn Hardy's Ohren herüber.

---

# Der schwarze Panther von Java.

## Fünftes Kapitel.

### Der Unterhändler.



Seit dem Brande der Fabrik des Herrn Hardy sind wenige Tage verflossen. Der folgende Auftritt begiebt sich Rue Clovis, in dem Hause, wo Rodin ein jetzt aufgegebenes Absteigequartier hatte, dasselbe Haus, in dem auch Pompon-Rose wohnte und ohne die geringste Bedenklichkeit die Wirthschaft ihres Freundes Philemon benutzte.

Es war ungefähr Mittag, Pompon-Rose frühstückte allein in dem Zimmer des noch immer abwesenden Studenten sehr gemüthlich bei ihrem Feuer; aber was war das für ein sonderbares Frühstück, welches seltsame Feuer, welches tolle Zimmer!

Man denke sich ein ziemlich großes Gemach, das durch zwei Fenster ohne Vorhänge sein Licht bekam, denn da sie auf unbewohntes Gebiet hinausgingen, hatte der Eigenthümer des Zimmers keine unbescheidenen Blicke zu befürchten. Eine Seite des Zimmers diente als Kleiderkammer; man erblickte auf einem Mantelhalter das hübsche Ausladercostüm Pompon-Rose's, nicht weit davon die Schiffsjacke Philemon's und seine weiten betheerten Schifferhosen von grober grauer Leinwand, so wahrheitsgetreu, daß man tausend Seeflüche darauf schwören möchte, er habe während einer Reise um die Welt den Mastkorb einer Fregatte bewohnt. Ein Kleid von Pompon-Rose drappirte sich so malerisch über ein Paar Morgenpantalons mit Stiefeln, daß die letzteren unter dem Rocke hervorzukommen schienen. Auf dem untersten Fache einer kleinen außerordentlich staubigen und vernachlässigten Bibliothek sah man neben drei alten Stiefeln — warum drei Stiefel? — und mehreren leeren Flaschen einen Todtenkopf, ein Andenken der Osteologie und Freundschaft, welches ein Freund Philemon's, ein Student der Medicin, ihm hinterlassen. Einem im Quartier Latin sehr beliebten Scherze zufolge hielt dieser Kopf zwischen seinen wunderschönen weißen Zähnen eine cülottirte Thonpfeife, ferner wurde sein leuchtender Schädel halb von einem alten Lastträgerhute bedeckt, der sehr verwogen schief saß und ganz mit Blumen und verschossenen Bändern bedeckt war; wenn Philemon trunken war, betrachtete er lange dieses Knochengesicht und ließ sich die sprudelndsten Monologe in Betreff der philosophischen Vergleichungspunkte zwischen dem Tode und den tollen Freuden des Lebens entschlüpfen.

Zwei oder drei Masken von Thon, an Nase und Kinn mehr oder minder abgestoßen, waren an die Wände genagelt und zeugten für eine vorübergehend gewesene Neugier Philemon's in Bezug auf Phrenologie, bedeutende, ausdauernde Studien, deren streng logisches Endergebniß für ihn folgendes gewesen: — Da er in

außerordentlichem Grade das Organ des Schuldenmachens habe, müsse er sich in das Verhängniß seiner Organisation finden, welche ihm den Gläubiger als ein Lebensbedürfniß hinstelle.

Auf dem Kaminsimse stand ungefährdet und in seiner Majestät das gigantische Prunkglas des Schaluppenschiffers neben einer Theekanne, welche der Tülle ermangelte, und einem Dintenfasse von schwarzem Holze, dessen Oeffnung unter einer Lage dichten grünlichen Schimmels halb verdeckt war.

Von Zeit zu Zeit wurde das Schweigen dieses Aufenthalts von dem Girren der Tauben unterbrochen, denen Pompon-Rose eine herzliche Gastfreiheit in dem Arbeitscabinet Philemon's gegeben hatte.

Frostig wie eine Wachtel hielt sich Pompon-Rose dicht an diesem Kamine, und schien sich zu gleicher Zeit an der milden Wärme eines Sonnenstrahles zu erfreuen, der sie mit einem Goldschimmer umfloß.

Dieses närrische kleine Geschöpf hatte ein höchst wunderliches Costüm, das aber doch die Blüthenfrische ihrer siebzehn Jahre, ihre reizende Physiognomie und ihr anmuthiges Schelmengesichtchen sehr gut kleidete, welches letztere von hübschen blonden Haaren umsäumt war, die alle Morgen sorgfältig gekämmt und geglättet wurden.

Als Schlafrock hatte Pompon-Rose über ihr Hemd das große Hemd von scharlachrother Wolle gezogen, welches zu Philemon's Galakleidung als Schaluppenschiffer gehörte; der offene umgeschlagene Kragen ließ die weiße Leinwand des unteren Kleidungsstückes des jungen Mädchens wie ihren Hals, die volle Wölbung ihres Busens und ihrer Schultern mit Grübchen sehen, wahre Cabinetsstücke von so festem, so glänzendem Sammet, daß das Scharlachhemd sich auf der Haut zu einem rosigen Tone abzuschimmern schien; ihre frischen, rundlichen Arme sahen halb aus den weiten zurückgeschlagenen Aermeln hervor und gleichfalls sah man zur Hälfte ihre reizenden Füße und Beinchen über einander gekreuzt, mit glattsitzenden weißen Strümpfen und bis zum Knöchel reichenden kleinen Halbstiefeln bekleidet. Ein Halstuch von schwarzer Seide hielt das Scharlachhemd um die Wespentaille Pompon-

Rose's über den Hüften zusammen, welche der innigen Begeisterung eines modernen Phidias würdig waren, und dieser Gürtel gab dieser, vielleicht etwas zu wollüstig die Formen hervorhebenden Kleidung eine sehr originelle Anmuth.

Wir hatten behauptet, das Feuer, an welchem Pompon-Rose sich wärmte, sei seltsam gewesen... Man urtheile selbst. Die Verschwenderin und Leichtsinnige war gerade mit ihrem Holzvorrathe zu Ende und heizte nun sparsamerweise mit den Stiefelleisten Philemon's, welche übrigens ein außerordentlich glattes und hübsch anzusehendes Brennmaterial abgaben.

Wir behaupteten ferner, das Frühstück sei sonderbar gewesen. Man urtheile darüber. Auf einem kleinen vor ihr stehenden Tischchen stand ein Waschbecken, in welchem sie vorher ihr frisches Gesicht in nicht minder frischem Wasser gebadet; aus diesem Becken, das nun zum Salatnapf umgeschaffen war, nahm Pompon-Rose, allerdings, wie wir gestehen müssen, mit den Fingern, große wie eine Wiese grüne Salatblätter, die zum Erwürgen mit Essig angemacht waren; darauf biß sie mit aller Kraft ihrer kleinen weißen Zähne hinein, deren Schmelz viel zu fest war, als daß es ihnen hätte schaden können; zu ihrem Getränke hatte sie ein Glas Wasser und Himbeersyrup zubereitet, dessen Mischung sie mit einem kleinen hölzernen Senflöffel bewerkstelligte. Endlich als Zwischengericht sah man ein Dutzend Oliven in einem durchsichtigen blauen Ringkästchen, wie man sie zu fünfundzwanzig Sous kauft, ihr Nachtisch bestand aus Nüssen, welche sie auf einer Schaufel röstete, die am Feuer der Stiefelleisten Philemon's glühend gemacht war.

Daß Pompon-Rose bei einer Nahrung von so unglaublicher und wilder Auswahl doch ihres Namens durch die Frische ihrer Gesichtsfarbe würdig war, das ist eines jener göttlichen Wunder, welche die Allmacht der Jugend und Gesundheit offenbaren.

Nachdem Pompon-Rose ihren Salat verspeist, machte sie sich an ihre Oliven, als man verstohlen an ihre von innen verriegelte Thür klopfte.

— Wer ist da?

— Ein Freund... ein Alter von der alten Garde... —

antwortete eine klangvolle und lustige Stimme. — Sie schließen sich also ein?

— Sieh da, Sie sind es, Mini-Moulin?

— Ja, mein geliebtes Mündel... Oeffnen Sie mir schnell... es ist eilig!

— Ihnen öffnen?... Oho, das fehlte... wie ich aussehe... das wäre hübsch!

— Das glaub' ich wohl, daß Sie hübsch aussehen und noch dazu äußerst hübsch, o rosigste aller Zierrosen, mit denen Amor jemals seinen Köcher geschmückt!

— Gehen Sie nur und predigen Sie Fasten und Moral in Ihrem Journal... dicker Apostel! — sagte Pompon-Rose, indem sie das Scharlachhemd wieder zu Philemon's Costüm hinzufügte.

— Nun, wollen wir denn lange so durch's Schlüsselloch uns unterhalten zur größten Ergötzlichkeit der Nachbarn? — sagte Mini-Moulin. — Denken Sie daran, daß ich Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen habe, Dinge, die Sie vor Staunen...

— Nun, lassen Sie mir nur Zeit, ein Kleid anzuziehen... dicker Quälgeist.

— Wenn es nur meiner Schamhaftigkeit wegen geschieht, so überschätzen Sie deren Verletzbarkeit; ich bin nicht spröde und werde Sie gern so hinnehmen, wie Sie sind.

— Und nun sage einmal Jemand, daß ein solches Ungeheuer bei allen Geistlichen beliebt ist! — sagte Pompon-Rose, indem sie die Thür öffnete und sich dabei um ihre Taille das Kleid noch festmachte.

— Nun, sind Sie endlich wieder in Ihren Taubenschlag zurückgekehrt, mein hübscher Wandervogel, — sagte Mini-Moulin, kreuzte die Arme und maß Pompon-Rose mit komisch-ernstem Blicke. — Und wo waren Sie, wenn ich fragen darf? Schon drei Tage sind Sie nicht hier in Ihrem Neste gewesen, böse, kleine Taube?

— Das ist wahr... ich bin seit gestern Abend zurück. Sie waren also während meiner Abwesenheit hier?

— Ich bin alle Tage hergekommen... und mehr als einmal täglich, denn ich habe mit Ihnen über sehr ernste Dinge zu sprechen.

— Ernste Dinge? Gehn Sie doch, wir werden gewiß sehr viel spaßen.

— Durchaus nicht, es ist höchst ernsthaft, — sagte Nini-Moulin sich setzend — Aber zuerst, was haben Sie denn während der drei Tage gemacht, wo Sie die ... e h e l i c h e Wohnung des Herrn Philemon verlassen haben? ... Ich muß das wissen, bevor ich Ihnen mehr mittheile.

— Wollen Sie Oliven? — sagte Pompon-Rose, indem sie eine von den Oelfrüchten zernagte.

— Das ist Ihre Antwort? ... Ich verstehe ... Armer Philemon!

— Dabei braucht gar nicht vom armen Philemon die Rede zu sein, böse Zunge; Clara hat in ihrem Hause einen Todten gehabt und während der ersten Nächte, welche auf die Beerdigung gefolgt sind, fürchtete sie sich, die Nächte ganz allein zuzubringen.

— Ich glaubte doch Clara hinlänglich versehen ... gegen solche Befürchtungen.

— Da täuschen Sie sich, abscheuliche Natter, denn ich bin zu dem armen Mädchen gegangen, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Bei dieser Versicherung trällerte der religiöse Schriftsteller mit schalkhafter und ungläubiger Miene etwas vor sich hin.

— Das soll wohl heißen, ich hätte Philemon Streiche gespielt? — rief Pompon-Rose, indem sie eine Nuß mit der Entrüstung ungerecht beargwohnter Tugend zerknackte.

— Ich spreche nicht von Streichen, sondern von einem ganz kleinen, niedlichen Streich ... so ganz pomponrosenartig.

— Ich sage Ihnen, daß ich mich nicht zu meinem Vergnügen von hier entfernt habe ... im Gegentheil, denn unter der Zeit ist die arme Cephyse verschwunden ...

— Ja, die Königin Bacchanal ist auf Reisen, das hat mir die Mutter Arsène gesagt; aber wenn ich mit Ihnen von Philemon spreche, antworten Sie mir Cephyse ... Die Sache ist nicht ganz richtig ...

— So soll mich der schwarze Panther fressen, der an der Pforte St. Martin gezeigt wird, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sage ... Aber bei der Gelegenheit fällt mir ein, Sie

werden zwei Plätze miethen müssen, um mir diese Thiere zu zeigen, mein Nini-Moulinchen, nicht wahr? Man sagt, es sollen reizende wilde Thiere sein.

— O, sind Sie des Teufels?

— Wie?

— Wenn ich Ihre Jugend wie ein Großvater durch mehr oder minder stürmische Tulpen hindurchleite, nun gut, da laufe ich nicht Gefahr, meinen frommen Philistern zu begegnen; aber Sie gerade nach einem Fastenschauspiel führen, denn es giebt nur die Thierschaustellung, da brauchte ich nur meine geistlichen Herren zu treffen und würde mich hübsch ausnehmen, mit Ihnen unter dem Arm.

— Machen Sie sich eine falsche Nase vor ... und Sprungriemen an Ihre Pantalons, mein dicker Nini, dann kennt man Sie nicht....

— Hier ist nicht von falschen Nasen die Rede, sondern von dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, weil Sie mich denn versichern, daß Sie jetzt keine Liebschaft haben.

— Ich schwöre es! — sagte Pompon-Rose feierlich und streckte ihre linke Hand wagerecht aus, während sie mit der rechten eine Nuß nach dem Munde führte; darauf fügte sie mit verwunderter Miene hinzu, indem sie den Sackpaletot Nini-Moulin's betrachtete:

— Aber, mein Gott, wie geschwollen sind Ihre Taschen; was haben Sie denn darin?

— Sachen, die Sie angehen, Pompon-Rose, — sagte Dumoulin wichtig.

— Mich?

— Pompon-Rose, — sagte plötzlich Nini-Moulin mit majestätischer Miene, — wollen Sie Pferde und Wagen haben? wollen Sie, anstatt dieses abscheuliche Loch zu bewohnen, eine reizende Wohnung haben? wollen Sie ferner wie eine Herzogin angezogen sein?

— Nun, ... immer wieder Narrheiten ... wollen Sie noch Oliven? ... wo nicht, so esse ich Alles, es ist nur noch eine da.

Ohne auf dieses gastronomische Anerbieten zu antworten,

kramte Nini-Moulin in einer seiner Taschen, zog ein Schmuckkästchen heraus, in dem ein hübsches Armband war, und ließ es vor des jungen Mädchens Augen blitzen.

— Ach, das köstliche Armband! — rief diese und klatschte mit den kleinen Händen zusammen. — Eine grüne Schlange, die sich in den Schwanz beißt... das Sinnbild meiner Liebe zu Philemon.

— Sprechen Sie mir nicht von Philemon, das... verdrießt mich, — sagte Nini-Moulin und legte das Armband um das Handgelenk Pompon-Rose's, die wie eine Närrin lachend es geschehen ließ und sagte:

— Sie haben wohl einen Einkauf besorgen müssen, dicker Apostel, und wollen nun sehen, wie er sich macht? Wahrhaftig, der Schmuck ist köstlich.

— Pompon-Rose, — versetzte Nini-Moulin, — ja oder nein, wollen Sie Bediente, eine Loge in der Oper und tausend Franken jährlich für ihre Toilette?

— Immer die alte Spaßmacherei! Nun, meinetwegen, — sagte das junge Mädchen, indem sie das Armband glänzen ließ und ihre Nüsse aß; — warum immer dieselbe Posse und nicht einmal eine andere?

Nini-Moulin fuhr auf's Neue mit der Hand in seine Tasche und zog diesmal eine herrliche Kette heraus, die er Pompon-Rose um den Hals hing.

— O, die schöne Kette! — rief das junge Mädchen und sah bald auf das Kleinod, bald den Zeitungsschreiber an. — Wenn Sie auch das ausgesucht haben,... besitzen Sie einen sehr guten Geschmack; aber gestehen Sie, daß ich sehr gutmüthig bin, Ihnen so zur Schaustellung Ihrer Juwelen zu dienen.

— Pompon-Rose, — versetzte Nini-Moulin immer majestätischer, — diese Kleinigkeiten sind noch gar Nichts gegen das Alles, was Sie verlangen können, wenn Sie den Rath Ihres alten Freundes befolgen...

Pompon-Rose begann Dumoulin erstaunt anzusehen und sagte zu ihm:

— Was soll denn das heißen, Nini-Moulin? Erklären Sie mir doch, was für Rath?...

Dumoulin antwortete Nichts, steckte abermals die Hände in seine unerschöpflichen Taschen, zog diesmal ein Packet heraus, welches er vorsichtig aufmachte; es war eine köstliche Mantille von schwarzen Spitzen.

Pompon-Rose war von neuer Bewunderung ergriffen aufgesprungen. Dumoulin warf schnell die reiche Mantille dem jungen Mädchen um die Schultern.

— Aber das ist ja köstlich! Ich habe niemals so was gesehen!... Welches Muster,... wie schöne Stickerei! — sagte Pompon-Rose, indem sie Alles mit naiver und das, muß man sagen, vollkommen uneigennütziger Neugier betrachtete; darauf fügte sie hinzu: — Ist denn Ihre Tasche ein ganzes Waarenlager? Wo haben Sie nur so viel hübsche Sachen her?

Darauf brach sie in ein Gelächter aus, das ihr hübsches Gesicht röthete, und rief:

— Jetzt fällt's mir ein... jetzt weiß ichs: es ist das Brautgeschenk für Madame Sainte-Colombe! Ich mache Ihnen mein Compliment darüber! Es ist sehr gewählt!

— Und wo zum Teufel soll ich denn einen Fang gemacht haben, daß Sie sich einbilden, ich hätte alle diese Wunderdinge kaufen können? — sagte Nini-Moulin. — Alles das, ich wiederhole es Ihnen... gehört Ihnen, wenn Sie wollen und wenn Sie auf mich hören.

— Wie? — sagte Pompon-Rose mit einer Art Erstarrung, — was Sie mir sagen, ist Ernst?

— Durchaus Ernst!

— Diese Anträge, als vornehme Dame zu leben?

— Diese Juwelen sind Ihnen Bürgschaft für die Wirklichkeit meiner Anerbietungen.

— Und Sie bieten mir das im Namen eines Anderen an, mein armer Nini-Moulin?

— Halt, noch einen Augenblick... — rief der Schriftsteller mit komischer Verschämtheit, — Sie müssen mich hinlänglich kennen, o mein theures Mündel, um gewiß zu sein, daß ich unfähig wäre, Sie zu einer unehrenhaften... oder unsittlichen Handlung aufzufordern,... ich achte mich selbst dazu zu sehr... ohne



in Betracht zu ziehen, daß es kränkend für Philemon sein würde, der mich zum Schützer Ihrer Tugenden gemacht hat.

— Dann, Nini-Moulin . . . — sagte Pompon-Rose immer erstaunter, — dann begreife ich nichts mehr davon, auf Ehre!

— Und doch ist es so einfach . . . ich . . .

— O, jetzt hab' ich's! . . . — rief Pompon-Rose, Nini-Moulin unterbrechend, — es ist ein Herr, der mir seine Hand und eine Aussteuer anbietet . . . Warum konnten Sie mir das nicht gleich sagen?

— Eine Heirath? O ja, Kuchen! — sagte Dumoulin achselzuckend.

— Also keine Heirath? — sagte Pompon-Rose und verfiel wieder in ihre erste Verwunderung.

— Nein.

— Und die Vorschläge, die Sie mir machen, sind anständig, mein dicker Apostel?

— Können gar nicht anständiger sein.

Und Dumoulin sagte die Wahrheit.

— Ich werde Philemon nicht untreu zu werden brauchen?

— Nein.

— Oder Jemandem treu zu sein?

— Eben so wenig.

Pompon-Rose blieb erstaunt; darauf versetzte sie:

— Ach was, spaßen Sie nicht. Ich bin nicht albern genug, um mir einzubilden, daß man mich wie eine Herzogin leben lassen wird und zwar blos um meiner schönen Augen willen . . . wenn ich mich so ausdrücken darf, — fügte die Schelmin mit heuchlerischer Bescheidenheit hinzu.

— Sie können sich mit Recht so ausdrücken.

— Aber im Grunde, — sagte Pompon-Rose immer verwirrter, — was soll ich denn nur als Gegendienst geben?

— Gar nichts.

— Nichts?

— Auch nicht so viel! — und Nini-Moulin zeigte auf den Nagel seines Fingers.

— Aber was soll ich denn dann thun?

— Sie müssen sich so hübsch machen als möglich, sich putzen, sich vergnügen, spazieren fahren. Sie sehen, die Sache wird nicht lästig sein ... ohne noch zu rechnen, daß Sie zu einer guten Handlung beitragen.

— Wenn ich wie eine Herzogin lebe?

— Ja, also entschließen sie sich; fragen Sie mich nicht weiter nach den Einzelheiten; ich würde sie Ihnen selbst nicht mittheilen können; ... übrigens werden Sie nicht wider Ihren Willen zurückgehalten werden; ... versuchen Sie einmal das Leben, welches ich Ihnen vorschlage; wenn es Ihnen zusagt ... so werden Sie es fortsetzen; wo nicht ... so kehren Sie in Ihre Philemonswirthschaft zurück.

— Wirklich ...

— Versuchen Sie es nur immer, was ist für Gefahr dabei?

— Keine, ... aber ich kann nicht glauben, daß das Alles wahr ist. Und dann ... — fügte sie stockend hinzu, — weiß ich auch nicht, ob ich darf ...

Nini-Moulin ging an's Fenster, öffnete es und sagte zu Pompon-Rose, die herbeieilte:

— Sehen Sie ... dort vor der Hausthür.

— Ein sehr hübscher, kleiner Wagen, meiner Treu! Gott, wie schön muß sich's darin sitzen lassen.

— Dieser Wagen ist der Ihrige. Er wartet auf Sie.

— Wie? Er wartet auf mich? — sagte Pompon-Rose, — ich müßte mich also auf der Stelle entschließen?

— Gleich oder gar nicht ...

— Heute?

— Sofort.

— Aber wohin bringen Sie mich?

— Weiß ich es denn?

— Sie wissen nicht, wohin Sie mich bringen?

— Nein ... — und Dumoulin sagte wieder die Wahrheit — der Kutscher hat Befehle.

— Wissen Sie, daß das Alles höchst spaßhaft ist, Nini-Moulin?

— Ich hoffe wohl; ... wenn es nicht spaßhaft wäre, wo bliebe da das Vergnügen?

— Sie haben Recht.

— Also nehmen Sie an? Das freut mich, Ihret- und meinetwegen.

— Ihretwegen?

— Ja, weil, wenn Sie es annehmen, Sie mir einen großen Dienst erweisen...

— Ihnen, wieso?

— Das kümmere Sie nicht, wenn ich Ihnen nur sehr verpflichtet bin...

— Allerdings...

— Nun also, .. fahren wir?

— Bah! ... im Grunde ... wird man mich doch nicht fressen, — sagte Pompon-Rose entschlossen.

Und hüpfend nahm sie einen Bibi, rosenroth wie ihr hübsches Gesicht, ging vor einen zersprungenen Spiegel und setzte ihn äußerst à la chien auf die Scheitel ihrer blonden Haare; was, indem es ihren Hals, so wie die seidigen Wurzeln ihres dichten Haarzopfes freiließ, ihrem kleinen hübschen Lärvchen zu gleicher Zeit den neckischsten, wir möchten nicht gern sagen, den freiesten Ausdruck verlieh.

— Mein Mantel! — sagte sie zu Nini-Moulin, der von einer großen Sorge befreit zu sein schien, seit sie eingestimmt hatte.

— Ach was, Mantel! — antwortete der Cicisbeo, kramte noch einmal in einer letzten Tasche, einem wahren Vorrathssacke, und zog einen sehr schönen Cashemirshawl heraus, den er Pompon-Rose um die Schultern warf.

— Ein Cashemir! — rief das junge Mädchen, vor Zufriedenheit und freudiger Ueberraschung zitternd.

Darauf fügte sie mit heldenmäßiger Fassung hinzu:

— Jetzt ist's aus... ich begebe mich in die Gefahr...

Und sie ging leichtfüßig die Treppe hinab, Nini-Moulin folgte ihr.

Die brave Gemüse- und Kohlenhändlerin war in ihrem Laden.

— Guten Tag, mein Fräulein, Sie sind ja heute recht früh aus, — sagte sie zu dem jungen Mädchen.



— Ja, Mutter Arsène, hier ist mein Schlüssel.

— Danke, Fräulein.

— Ach, mein Gott!... jetzt fällt es mir ein, — sagte plötzlich Pompon-Rose, indem sie sich zu Mini-Moulin und von der Gemüsehändlerin abwandte, — und Philemon?

— Philemon?

— Wenn er kommt...

— Ja, Teufel, — erwiederte Nini-Moulin und kraute sich am Ohr.

— Ja, wenn nun Philemon kommt... was wird man ihm sagen? denn ich werde vielleicht lange fort sein.

— Drei oder vier Monate, vermuthe ich.

— Nicht länger?

— Ich glaube nicht.

— Dann ist's gut, — sagte Pompon-Rose; nachdem sie sich einen Augenblick besonnen, ging sie zu der Portiersfrau wieder hin und sagte zu ihr:

— Mutter Arsène, wenn Philemon kommen sollte, sagen Sie ihm, ... ich wäre in Geschäften fort...

— Ja, Fräulein.

— Er soll warten, ohne ungeduldig zu werden.

— Ja, Fräulein.

— Und daß er nicht vergißt, meinen Tauben zu fressen zu geben, die im Cabinet sind.

— Ja, Fräulein.

— Leben Sie wohl, Mutter Arsène.

— Leben Sie wohl, Fräulein.

Und Pompon-Rose stieg triumphirend mit Nini-Moulin in den Wagen.

— Soll mich der Teufel holen, wenn ich weiß, was Alles daraus werden wird, — dachte Jacques Dumoulin, während der Wagen schnell die Rue Clovis verließ. — Ich habe meinen Fehler wieder gut gemacht, nun kümmere ich mich um das Uebrige gar nicht.

---

## Sechstes Kapitel.

### Das Geheimniß.



Die folgende Scene begab sich wenige Tage nach der Entführung Pompon-Rose's durch Nini-Moulin.

Fräulein von Cardoville saß nachdenklich in ihrem mit grünem Lampas tapezirten und mit einer Bibliothek von Ebenholz versehenen Zimmer, das durch große Karyatiden von Goldbronze, welche an der Bibliothek angebracht waren, geschmückt wurde.

An einigen bedeutsamen Zeichen konnte man errathen, daß Fräulein von Cardoville in der Beschäftigung mit den Künsten Ableitung von ernsten und traurigen Gedanken gesucht hatte. Neben einem offenen Piano stand vor einem Notenpulte eine Harfe: weiterhin sah man auf einem mit Pastell und Aquarellkästen bedeckten Tische mehrere Blätter Velinpapier, auf denen sehr lebhaft colorirte Skizzen gemalt waren, deren größerer Theil asiatische

Gegenden, von der glühenden Sonne des Orients beschienen, darstellte.

Ihrer Laune getreu, sich in ihrem Hause malerisch zu kleiden, glich Fräulein von Cardoville an jenem Tage einem jener stolzen Bildnisse des Velasquez mit der edlen und strengen Haltung... Ihr Kleid war von schwarzem Mohr, unten sehr weit, die Taille sehr lang, die Aermel durchbrochen mit Bauschen von rosa Atlaß, die mit schwarzen Baspeln eingefaßt waren. Eine gestärkte spanische Krause ging ihr fast bis zum Kinn hinauf und wurde um den Hals durch eine rosa Schleife zusammengehalten. Diese leicht bewegte Busentracht erstreckte sich mit ihrem Ausschnitt auf die zierlichen Rundungen eines Brustmieders von rothem Atlaß, das mit schwarzer Perlschnur zugeschnürt war und unten in eine Schneppe auslief.

Es ist unmöglich, zu schildern, wie diese schwarze Kleidung mit dem weiten, schimmernden Faltenwurf, von Rosa und glänzendem Schwarz gehoben, mit der blendenden Hautweiße Adrienne's und den goldenen Wellen ihres schönen Haares harmonirte, dessen lange seidene Locken ihr bis auf den Busen sanken.

Das junge Mädchen saß in halb liegender Stellung und auf den Arm gestützt auf einem Ruhebette von grünem Lampas, dessen Rückenlehne an der Seite, wo dasselbe dem Kamine nahe stand, ziemlich hoch, unmerklich bis zum Fußende niedriger wurde. Eine Art leichtes Gitter von Goldbronze, halbkreisförmig und etwa fünf Fuß hoch, mit blühenden Lianen bezogen — es waren schöne passiflores quadrangulatae, in einen tiefen Blumenkasten gepflanzt, aus dem das Gitter aufstieg — umgab das Kanapee mit einer Art Schirm von Blattwerk, das mit breiten, außen grünen, im Inneren purpurnen Blüthen durchwebt war, deren Schmelz ebenso glänzte, wie jene Blumen von Porzellan, welche Sachsen uns zusendet. Ein milder und leichter Duft wie ein Gemisch von Veilchen und Jasmin verbreitete sich von den Kronen dieser bewundrungswürdigen Passionsblumen.

Seltsamerweise lag eine große Anzahl ganz neuer — Adrienne hatte sie erst seit zwei oder drei Tagen kaufen lassen — und eben erst aufgeschnittener Bücher auf dem Sopha um sie her

zerstreut, andere wieder auf einem kleinen Gueridon, andre endlich, unter denen sich große Atlasse mit Bildern befanden, lagen auf dem reichen Teppich von Marbek zu Füßen des Divan. Und noch seltsamer war es, daß diese Bücher von verschiedenen Formaten und Verfassern alle denselben Gegenstand behandelten.

Adrienne's Haltung deutete auf eine schwermüthig niedergeschlagene Stimmung; ihre Wangen waren bleich, ein leichter bläulicher Schein umgab ihre großen schwarzen, halb verschleierten Augen und gab ihnen den Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Gründe mannigfacher Art waren die Ursache davon; unter andern das Verschwinden der Mayeux. Ohne durchaus an die hinterlistigen Andeutungen Rodin's zu glauben, der ihr zu verstehen gab, das arme Mädchen habe aus Furcht, von ihm entlarvt zu werden, nicht gewagt, im Hause zu bleiben, empfand Adrienne doch eine grausame Herzensbeklemmung, wenn sie daran dachte, daß dieses junge Mädchen, in das sie so viel Vertrauen gesetzt, ihre fast geschwisterliche Gastlichkeit geflohen, ohne ein Wort der Dankbarkeit an sie zu richten; man hatte sich in der That wohl gehütet, ihr die wenigen in der Eile bei ihrem Fortgange an ihre Wohlthäterin gerichteten Zeilen zu zeigen; man hatte nur von dem fünfhundert Frankenbillet gesprochen, das auf ihrem Schreibpulte gefunden wurde und dieser letztere, so zu sagen unerklärliche Umstand hatte auch dazu beigetragen, traurigen Verdacht in des Fräulein von Cardoville Geiste rege zu machen. Schon empfand sie die Wirkungen des Mißtrauens gegen Alles und Alle, welches Rodin ihr anempfohlen hatte, und dies Gefühl des Mißtrauens, der Zurückhaltung war im Begriff um so stärker zu werden, als Fräulein von Cardoville zum ersten Male in ihrem Leben, bisher jeder Lüge fremd, ein Geheimniß zu verbergen hatte ... ein Geheimniß, das zu gleicher Zeit ihr Glück, ihre Qual, ihre Verlegenheit ausmachte.

Auf ihrem Divan liegend durchblätterte Adrienne nachdenklich und häufig zerstreut eines von den neugekauften Büchern. Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, ihre Hand, welche das Buch hielt, zitterte wie ein Espenlaub und von diesem Augenblicke an schien sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit,

mit verzehrender Neugier zu lesen. Bald strahlten ihre Augen vor Begeisterung, ihr Lächeln wurde unaussprechlich süß, sie schien zu gleicher Zeit stolz und entzückt ... aber in dem Augenblicke, wo sie wieder im Buche umwendete, drückten ihre Züge Aerger und unangenehme Ueberraschung aus.

Nun begann sie wieder zu lesen, was sie in so süße Trunkenheit versetzt hatte, aber diesmal las sie jede Seite mit berechneter Langsamkeit, indem sie, so zu sagen, jede Zeile, jedes Wort buchstabirte. Darauf unterbrach sie sich von Zeit zu Zeit und neigte dann die Stirn auf ihre schöne Hand und schien in tiefem Nachdenken die Stellen sich zu deuten, welche sie mit frommer und zärtlicher Liebe gelesen hatte. Bald kam sie an eine Stelle, welche einen solchen Eindruck auf sie machte, daß eine Thräne in ihren Augen glänzte; sie wandte rasch den Deckel um, um auf demselben den Namen des Autors zu erfahren. Einige Augenblicke betrachtete sie diesen Namen mit seltsamer Dankbarkeit und konnte sich nicht enthalten, die Seite, auf welcher er sich gedruckt befand, an ihre rosigen Lippen zu drücken. Nachdem sie mehrmals die Zeile wieder gelesen hatte, welche ihr so aufgefallen war, vergaß sie wahrscheinlich den Buchstaben über den Geist und versank in ein so tiefes Nachdenken, daß das Buch ihrer Hand entglitt und auf den Teppich fiel.

Während dieses Träumens hatte der Blick des jungen Mädchens sich erst auf ein bewunderungswürdiges Basrelief geheftet, das auf einem Fußgestell von Ebenholz stand, welches neben dem Fenster befestigt war.

Diese köstliche Bronze, welche kürzlich erst nach einem Gipsabgusse nach der Antike gegossen war, stellte den Triumph des indischen Bacchus dar. Niemals vielleicht hatte die griechische Kunst eine so seltene Vollkommenheit erreicht.

Der junge Eroberer war halb in eine Löwenhaut gehüllt, welche die jugendliche Reinheit und die Anmuth seiner Formen bewundern ließ und strahlte von göttlicher Schöne. In einem von zwei Tigern gezogenen Wagen stehend, lehnte er mit sanfter und zugleich stolzer Miene die eine Hand auf einen Thyrsus und mit der andern lenkte er in ruhiger Majestät sein wildes Zweigespann...

Bei diesem Gemisch von Anmuth, Kraft und Heiterkeit erkannte man doch den Heros, welcher gegen Menschen und Waldungeheuer so harte Kämpfe geführt hatte.

Vermöge des gelblichen Tones des Reliefs ließ das Licht, welches von der Seite auf diese Sculptur fiel, die Figur des jungen Gottes vortrefflich hervorspringen, da sie, fast ganz erhaben geschnitten, durch diese Erleuchtung wie eine köstliche Statue von mattem Gold auf dem düsteren und unbestimmten Hintergrunde von Bronze glänzte...

Als Adrienne zuerst ihren Blick auf diese seltene Vereinigung göttlicher Vollkommenheiten auf diesem Bilde geheftet hatte, waren ihre Züge ruhig und träumerisch, aber diese erst unbewußte Anschauung wurde immer aufmerksamer und bedächtiger. Das junge Mädchen stand plötzlich von ihrem Divan auf und näherte sich langsam dem Basrelief, indem sie der unüberwindlichen Anziehungskraft einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachgab.

Nun begann eine leise Röthe die Wangen des Fräulein von Cardoville zu beleben, und verbreitete sich nach und nach über ihr ganzes Gesicht, über ihre Stirn und ihren Hals.

Sie ging noch näher an das Kunstwerk heran, und nachdem sie einen verstohlenen, fast schamvollen Blick um sich geworfen, als ob sie gefürchtet hätte, bei einer tadelnswerthen Handlung überrascht zu werden, streckte sie zweimal ihre von Aufregung zitternde Hand aus, um blos mit der Spitze ihrer reizenden Finger die bronzene Stirn des indischen Bacchus zu berühren.

Aber zweimal hielt sie eine Art schamhaften Zauberns zurück.

Endlich wurde die Versuchung zu stark. Sie gab derselben nach... und nachdem ihr Alabasterfinger das goldbleiche Gesicht des jungen Indiers zart geliebkost, ruhte er eine Secunde lang kühner auf seiner edlen und reinen Stirn...

Bei diesem, obwohl ganz leichten Drucke schien Adrienne eine Art elektrischen Schlages zu fühlen, sie schauerte über den ganzen Körper, ihre Augen wurden feucht, und nachdem sie einen Augenblick in ihrem glänzenden Schmelze mit den Thränen gekämpft, hoben sie sich gen Himmel und schlossen sich wehmüthig wieder zur Hälfte... Nun zog sich der Kopf des jungen Mädchens

ein wenig hinten über, ihre Kniee sanken unmerklich zusammen, ihre rosigen Lippen öffneten sich halb, um den glühenden Athem durchzulassen, und ihr Busen hob sich so heftig, als ob der Saft ihrer Jugend die Schläge des Herzens verschnellert und ihr Blut zum Sieden gebracht hätte; bald endlich verrieth das glühende Gesicht Adrienne's eine zugleich schüchterne und leidenschaftliche, keusche und sinnliche Verzückung, die im höchsten Grade rührend und unaussprechlich war.

Unbeschreiblich anziehendes Schauspiel, welches eine Jungfrau gewährt, deren schamhafte Stirn bei dem ersten Feuer eines geheimen Wunsches erröthet... Belebt der Schöpfer aller Dinge nicht den Körper eben so, als die Seele, mit seinem göttlichen Funken? Muß man nicht ihn fromm verehren, in dem Verstande sowohl, als in den Sinnen, mit denen er so väterlich seine Geschöpfe begabt hat? Gottlos und lästerlich sind daher diejenigen, welche diese göttlichen Sinne zu ersticken suchen, anstatt sie zu leiten und ihren himmlischen Schwung harmonisch zu verklären.

Plötzlich bebte Fräulein von Cardoville zusammen, richtete das Haupt in die Höhe, öffnete die Augen, als ob sie aus einem Traume erwachte, fuhr scheu zurück, entfernte sich von dem Basrelief und ging im Zimmer aufgeregt auf und ab, indem sie ihre brennenden Hände an die Stirn legte.

Darauf sank sie so zu sagen vernichtet wieder auf ihren Sessel zurück und reichliche Thränen entstürzten ihren Augen. Der bitterste Schmerz zog sich über ihre Züge, welche nur den tiefen Zwiespalt der verderblichen Kämpfe kund gaben, welche in ihrem Herzen vorgingen.

Darauf trockneten ihre Thränen nach und nach. Und auf diese Krisis der peinlichen Niedergeschlagenheit folgte eine Art heftigen Verdrusses, zorniger Entrüstung gegen sich selbst, welche sich durch die folgenden, ihr entschlüpfenden Worte verriethen:

— Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich schwach und feige... ja, feige, sehr feige!...

.......................................

Das Geräusch einer sich öffnenden und wieder schließenden

Thür riß Fräulein von Cardoville aus ihren bittern Betrachtungen. Georgette trat ein und sagte zu ihrer Herrin:

— Mein Fräulein, können Sie Herrn von Montbron empfangen?

Adrienne wußte zu sehr zu leben, um vor ihrem Kammermädchen die Art von Ungeduld zu zeigen, welche ihr dieser jetzt gerade lästige Besuch verursachte, und sagte zu Georgette:

— Haben Sie Herrn von Montbron gesagt, daß ich zu Haus wäre?

— Ja, mein Fräulein.

— Bitten Sie ihn einzutreten.

Obgleich Fräulein von Cardoville in diesem Augenblicke ziemlich unangenehm durch die Ankunft des Herrn von Montbron berührt war, so müssen wir uns doch beeilen, zu sagen, daß sie zu ihm eine fast kindliche Zuneigung, eine kindliche Achtung hatte und dennoch, vermöge eines ziemlich häufigen Contrastes, stets einer andern Meinung war, als er, und daraus entstanden, wenn Fräulein von Cardoville ihren Geist ganz frei hatte, die lustig tollsten oder belebtesten Gespräche, bei denen trotz seiner skeptischen und spöttischen Laune, seiner alten Erfahrung und seltenen Kenntniß der Menschen wie der Dinge, mit einem Worte trotz seiner rouerie von gutem Tone, Herr von Montbron nicht immer im Vortheil war, und ganz fröhlich seine Niederlage eingestand. So, um nur einen Begriff von der Uneinigkeit des Grafen und Adrienne's zu geben, hatte er immer, bevor er, seinem scherzhaften Ausdrucke nach, sich zum Mitschuldigen machte, stets Adrienne's Plan bekämpft — aber aus andern Gründen, als Frau von St. Dizier — allein und nach ihrem Willen zu leben, wogegen Rodin, indem er den Entschlüssen des jungen Mädchens ein großartiges Ziel gab, über sie eine Art großartigen Einflusses gewonnen hatte.

Jetzt über sechzig Jahr alt, war der Graf von Montbron einer der glänzendsten Männer des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs gewesen; seine Verschwendungen, seine Bonmots, seine Streiche, seine Duelle, seine Verluste im Spiel hatten fast immer der Gesellschaft seiner Zeit zu reden gegeben. Was seinen Charakter, sein Herz und seinen Umgang anbetrifft,

so müssen wir sagen, daß er fast mit allen seinen alten Geliebten in der aufrichtigsten Freundschaft geblieben war. Zu der Zeit, wo wir ihn den Lesern vorstellen, war er noch ein starker und sehr nobler Spieler, er hatte eine großartige Miene, einen entschlossenen, klugen und spöttischen Gesichtsausdruck. Seine Manieren waren vom allerbesten Ton, mit einem Anflug von herausforderndem Hochmuth, wenn er die Leute nicht gern mochte; er war groß, sehr zierlich und von noch schlanker, fast jugendlicher Haltung; er hatte eine hohe, kahle Stirn, weißes, kurzes Haar, grauen, halbmondförmig geschnittenen Backenbart, längliches Gesicht, eine Adlernase, sehr durchdringende blaue Augen und noch sehr schöne Zähne.

— Der Herr Graf von Montbron, — sagte Georgette, als sie die Thür öffnete.

Der Graf trat ein und küßte Adrienne's Hand mit einer Art väterlicher Vertraulichkeit.

— Nun, — dachte Herr von Montbron, — suchen wir die Wahrheit zu erfahren, die ich wissen muß, um ein großes Unglück zu verhüten.

---

# Siebentes Kapitel.

## Die Bekenntnisse.



Fräulein von Cardoville, welche die Ursache der heftigen Gefühle, die sie bewegten, sich nicht merken lassen wollte, empfing Herrn von Montbron mit gezwungener, verstellter Höflichkeit, und dieser seinerseits war, trotz seiner großen Weltgewohnheit, sehr in Verlegenheit, wie er den Gegenstand anregen solle, von dem er mit Adriennen zu sprechen wünschte. Er entschloß sich daher, wie man zu sagen pflegt, erst das Terrain zu recognosciren, um dann die Unterhaltung ernsthaft werden zu lassen.

Nachdem er das junge Mädchen einige Augenblicke angesehen, schüttelte Herr von Montbron den Kopf und sagte mit einem Seufzer des Bedauerns:

— Mein liebes Kind . . . ich bin nicht zufrieden.

— Ein Herzenskummer . . . oder vielleicht ein Spielverdruß, mein lieber Graf? — sagte Adrienne lächelnd.

— Ein Herzenskummer, — sagte Herr von Montbron.

— Wie? Sie, der Sie ein so leidenschaftlicher Spieler sind, sollten sich mehr um die Laune eines weiblichen Kopfes, als um einen Wurf mit den Würfeln kümmern?

— Ich habe einen Herzenskummer . . . und Sie verursachen ihn mir, mein liebes Kind.

— Herr von Montbron, Sie werden mich sehr stolz machen, — sagte Adrienne lächelnd.

— Und wenn Sie das würden, hätten Sie sehr Unrecht; . . . denn meine Bekümmerniß kommt gerade daher . . . ich sage es Ihnen gerade heraus, daß Sie Ihre Schönheit vernachlässigen . . . Ja, sehen Sie nur Ihre bleichen, niedergeschlagenen, schmachtenden Züge . . . seit einigen Tagen sind Sie traurig, Sie haben irgend einen Kummer, davon bin ich überzeugt.

— Mein lieber Herr von Montbron, Sie sind so scharfsinnig, daß es Ihnen wohl einmal erlaubt ist, sich zu irren, und das ist gerade heute der Fall . . . Ich bin nicht traurig, habe keinen Kummer . . . und noch dazu will ich Ihnen eine ungeheure, höchst stolze Ungezogenheit sagen . . . ich habe mich niemals so hübsch gefunden, als heute.

— Im Gegentheil, es giebt nichts Bescheideneres, als diese Behauptung . . . Und wer hat Ihnen diese Lüge gesagt? . . . Eine Frau?

— Nein . . . mein Herz war es, und es hat wahr gesagt, — versetzte Adrienne mit leiser Aufregung und fügte hinzu: — Begreifen Sie es, wenn Sie können.

— Behaupten Sie damit, daß Sie stolz auf die Entstellung Ihrer Züge sind, weil Sie stolz sind auf die Leiden Ihres Herzens? — sagte Herr von Montbron, Adriennen aufmerksam betrachtend. — Gut, so hatte ich also Recht, Sie haben einen Kummer . . . Ich bleibe dabei, — fügte der Graf mit wahrhaft innigem Tone hinzu, — weil mir das schmerzlich ist . . .

— Beruhigen Sie sich, ich bin so glücklich, als man nur sein kann, denn in jedem Augenblicke erfreut mich der Gedanke, daß ich in meinem Alter frei bin, durchaus frei . . .

— Ja, es steht Ihnen frei, sich zu quälen ... ganz nach Willkür unglücklich zu sein.

— Nun, nun, mein lieber Graf, — versetzte Adrienne, — da fangen Sie wieder unsern alten Zank an und ich finde in Ihnen wieder den Verbündeten meiner Tante und des Herrn von Aigrigny.

— Ich! o ja ... beinahe so, wie die Republikaner die Verbündeten der Legitimisten sind, um sich später zu zerreißen ... weil Sie gerade von Ihrer abscheulichen Tante sprechen ... man sagt, daß bei ihr seit einigen Tagen eine Art von Concil gehalten wird, eine ehrwürdige, bischöfliche Emeute, die sehr regsam ist. Ihre Tante ist auf gutem Wege.

— Warum auch nicht? Früher hatte man sie nach der Rolle der Göttin der Vernunft ehrgeizen sehen können ... heute wird sie nun vielleicht bald canonisirt werden. Hat sie nicht schon den ersten Theil des Lebens der heiligen Magdalene hinter sich?

— Sie können ihr nie so viel Böses nachsagen, mein liebes Kind, als sie Ihnen. Indessen dachte ich über Ihre Laune, allein leben zu wollen, eben so wie sie, ... obwohl aus entgegengesetztem Grunde...

— Ich weiß es.

— Ja, und zwar gerade, weil ich Sie noch tausendmal freier zu sehen wünschte, als Sie es jetzt sind, gerade deshalb rieth ich Ihnen ganz einfach...

— Mich zu verheirathen...

— Gewiß! Auf diese Weise würde Ihre liebe Freiheit mit allen ihren Folgen anstatt sich Fräulein von Cardoville zu nennen, ... dann Frau von ... wenn Sie nun wollen, heißen ... Wir hätten Ihnen schon einen vortrefflichen Mann herausgefunden, der verantwortlich gewesen wäre für Ihre Unabhängigkeit.

— Und wer hätte die Verantwortlichkeit für diesen lächerlichen Mann übernommen? Und wer würde sich erniedrigt haben, einen Namen zu tragen, der für alle Leute zum Gespötte geworden wäre? Ich vielleicht? — sagte Adrienne, sich etwas belebend. — Nein, nein, mein lieber Graf, im Guten wie im Bösen werde ich stets allein für meine Handlungen haften. An meinen Namen

soll sich, ob gut oder schlecht, eine Meinung knüpfen, die ich mindestens allein veranlaßt habe, denn es wäre mir gleich unmöglich, elender Weise einen Namen zu entehren, der nicht der meinige ist, als ihn zu tragen, wenn er nicht fortwährend mit der hohen Achtung umgeben wäre, deren ich bedarf. Da man nun eben nur für sich stehen kann, werde ich meinen Namen behalten.

— Es kann Niemand auf der Welt solche Ideen haben, als nur Sie.

— Weshalb? — sagte Adrienne lächelnd. — Weil es mir unschön erscheint, ein armes, junges Mädchen, so zu sagen, mit irgend einem sehr häßlichen oder sehr selbstsüchtigen Manne sich verschmelzen und in ihm verschwinden, und wie man gewöhnlich ohne zu lachen sagt, sie, die so lieblich und angenehm, plötzlich die Hälfte jenes so häßlichen Gegenstandes werden zu sehen ... ja, auf diese Weise könnte auch eine reizende und frische Rose, wie ich meine, die Hälfte einer abscheulichen Distel werden ... Nun, mein lieber Graf, Sie müssen es gestehen, daß diese eheliche Metempsychose etwas sehr Abscheuliches ist, — fügte Adrienne mit lautem Gelächter hinzu.

Die anscheinende, etwas fieberhafte Lustigkeit Adrienne's war in so schneidendem Widerspruche mit der Blässe und Angegriffenheit ihrer Züge, es war so leicht zu sehen, sie suche durch dies gezwungene Lachen einen tiefen Kummer zu betäuben, daß Herr von Montbron schmerzlich davon bewegt wurde; aber er verhehlte seine Aufregung, schien einen Augenblick nachzudenken und nahm mechanisch eines von den neu gekauften und aufgeschnittenen Büchern, von denen Adrienne umgeben war. Nachdem er einen zerstreuten Blick in diesen Band geworfen, fuhr er, seine Bewegung bekämpfend, fort:

— Nun, liebes, tolles Köpfchen, das Sie sind, noch eine Narrheit mehr ... nehmen wir an, daß ich zwanzig Jahr alt wäre und daß Sie mir die Ehre erzeigten, mich zu heirathen, dann würden Sie doch, wie ich meine, Frau von Montbron genannt werden.

— Vielleicht ...

— Wie so vielleicht? Obwohl Sie mit mir verheirathet wären, wollten Sie nicht meinen Namen tragen?

— Mein lieber Graf, — sagte Adrienne lächelnd, — folgen wir einer Voraussetzung nicht weiter, die mir Nichts zurücklassen kann als Bedauern.

Plötzlich machte Herr von Montbron eine heftige Bewegung und betrachtete Fräulein von Cardoville mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens.

Seit einigen Augenblicken hatte der Graf, während er mit Adriennen plauderte, mechanisch zwei oder drei von den auf dem Sopha liegenden Bänden in die Hände genommen und auch fast unwillkürlich in die Werke hinein gesehen.

Das erste hatte den Titel: Neuere Geschichte von Indien.

Das zweite: Reise nach Indien.

Das dritte: Briefe über Indien.

Immer erstaunter war Herr von Montbron in seinen Forschungen fortgefahren und sah diese ganze indische Literatur sich durch den vierten Band: Spaziergänge durch Indien, vervollständigen.

Der fünfte hieß: Erinnerungen an Hindostan.

Der sechste: Bemerkungen eines Reisenden über Ostindien.

Daher die Ueberraschung, welche aus mehreren wichtigen Ursachen Herr von Montbron nicht länger verbergen konnte und die seine Blicke Adriennen kund gaben.

Diese hatte vollständig die Anwesenheit der anklagenden Bücher vergessen, mit denen sie umgeben war, gab einer Regung unwillkürlichen Aergers nach und erröthete leicht. Darauf gewann ihr fester und entschlossener Charakter wieder die Oberhand und sie sagte zu Herrn von Montbron, indem sie ihm gerade in's Gesicht sah:

— Nun, mein lieber Graf, worüber wundern Sie sich?

Anstatt zu antworten, schien Herr von Montbron immer mehr in Gedanken versunken, sah das junge Mädchen an und konnte sich nicht enthalten, vor sich hin zu sagen:

— Nein, nein, es ist unmöglich ... und dennoch ...

— Wäre es vielleicht unbescheiden von mir, Ihrem Selbstgespräche beizuwohnen?



— Entschuldigen Sie, mein liebes Kind ... aber was ich sehe, überrascht mich in einem solchen Grade ...

— Und was sehen Sie ... ich bitte ...

— Die Spuren einer so lebhaften, so großen, als neuen Beschäftigung mit Allem ... was auf Indien Bezug hat ... —

sagte Herr von Montbron, indem er seine Worte langsam betonte und einen durchdringenden Blick auf Fräulein von Cardoville heftete.

— Nun? — sagte Adrienne standhaft.

— Nun gut, ich suche die Ursache dieser plötzlichen Leidenschaft. . .

— Für Geographie? — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie Herrn von Montbron unterbrach. — Sie finden diese Leidenschaft vielleicht ein wenig zu ernsthaft für mein Alter, mein lieber Graf, indeß man muß sich doch in seinen Mußestunden beschäftigen und da ich nun einmal einen indischen Prinzen zum Vetter habe, ist es mir in den Sinn gekommen, mir einen Begriff von dem glückseligen Lande zu verschaffen . . . aus welchem diese wilde Verwandtschaft stammt.

Diese letzten Worte wurden mit einer Bitterkeit gesprochen, welche Herrn von Montbron auffiel, deshalb betrachtete er Adriennen aufmerksam und versetzte:

— Mir scheint, daß Sie von dem Prinzen mit einiger Erbitterung sprechen.

— Nein . . . ich spreche nur mit Gleichgültigkeit von ihm . . .

— Und er verdiente doch eigentlich ein ganz anderes Gefühl . . .

— Von einer ganz anderen Person vielleicht . . . — sagte Adrienne trocken.

— Er ist so unglücklich, — sagte Herr von Montbron mit wahrhaft innigem Tonne. — Vor zwei Tagen noch habe ich ihn gesehen . . . und er hat mir das Herz zerrissen.

— Und was geht das Herzzerreißen mich an? — sagte Adrienne mit schmerzlicher, fast zorniger Ungeduld.

— Ich wünschte, daß so grausames Leiden Ihnen wenigstens Mitleid einflößte, — antwortete der Graf von Montbron ernsthaft.

— Mir Mitleid! — rief Adrienne mit der Miene empörten Stolzes aus.

Darauf fügte sie, sich mäßigend, kalt hinzu:

— O, Herr von Montbron, das kann wohl nur ein Scherz sein . . . Sie können wohl nicht im Ernste von mir verlangen, daß ich für die Liebesqualen Ihres Prinzen nicht gleichgültig sein soll?

In diesen letzten Worten Adrienne's lag eine so eisige Ver=

achtung, ihre blassen, schmerzlich zuckenden Züge verriethen einen so erbitterten Stolz, daß Herr von Montbron traurig sagte:

— Also ist es wahr... man hatte mich nicht getäuscht. Ich, der ich durch eine alte und beständige Freundschaft doch wohl einiges Recht auf Ihr Vertrauen zu haben glaube, habe Nichts erfahren, während Sie einem Anderen Alles gesagt haben... Das thut mir weh, sehr weh.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr von Montbron.

— Nun, mein Gott, jetzt habe ich gar keine Rücksichten mehr zu nehmen... — rief der Graf aus, — ich sehe wohl, daß für den unglücklichen Knaben keine Hoffnung mehr ist;... Sie lieben Jemand.

Und da Adrienne eine Bewegung machte, fuhr der Graf fort:

— O, Sie können es nicht leugnen, Ihre Blässe, Ihre Traurigkeit seit einigen Tagen... Ihre unerbittliche Gleichgültigkeit gegen den Prinzen, Alles sagt mir, überzeugt mich... Sie lieben.

Fräulein von Cardoville war von der Art und Weise verletzt, wie der Graf von dem Gefühle sprach, welches er bei ihr vermuthete, und sagte mit stolzer Würde:

— Sie müssen wissen, Herr von Montbron, daß ein Geheimniß, welches man zufällig entdeckt hat, kein Geständniß ist, und Ihre Sprache setzt mich in Verwunderung...

— Ei, meine liebe Freundin, wenn ich das traurige Vorrecht der Erfahrung benutze, wenn ich errathe und Ihnen sage, daß Sie lieben... wenn ich sogar so weit gehe, Ihnen aus dieser Liebe einen Vorwurf zu machen, so geschieht es nur darum, weil es sich dabei gewissermaßen um Tod oder Leben dieses armen jungen Prinzen handelt, der, wie Sie wissen, mir bereits so viel Theilnahme eingeflößt, als ob er mein eigener Sohn wäre, denn es ist unmöglich, ihn zu kennen, ohne die zärtlichste Theilnahme für ihn zu hegen.

— Es wäre doch seltsam, — versetzte Adrienne mit verdoppelter Kälte und bitterem Spotte, — wenn meine Liebe... selbst zugegeben, ich trüge eine im Herzen... einen so eigenthümlichen Einfluß auf den Prinzen Djalma hätte... Was geht es

ihn an, ob ich liebe ... — fügte sie mit fast schmerzlicher Verachtung hinzu.

— Was es ihn angeht? Aber in der That, meine liebe Freundin, erlauben Sie es mir zu sagen, daß Sie grausam zu scherzen belieben ... Wie! ... Dieser unglückliche Knabe liebt Sie mit der ganzen blinden Heftigkeit einer ersten Neigung ... zweimal schon hat er durch Selbstmord der furchtbaren Qual ein Ende machen wollen, welche ihm seine Leidenschaft für Sie verursacht ... und nun finden Sie es sonderbar, daß die Liebe, welche Sie für einen Anderen hegen, für ihn eine Lebensfrage ist.

— So liebt er mich also? — sagte das junge Mädchen in einem Tone, der nicht wiederzugeben ist.

— Zum Sterben, sage ich Ihnen ... ich habe es gesehen.

Adrienne machte eine Geberde des Staunens. So bleich sie erst war, so purpurn ward sie nun. Darauf verschwand diese Röthe, ihre Lippen erbleichten und zitterten, ihre Aufregung war so lebhaft, daß sie einige Augenblicke nicht zu sprechen vermochte und die Hand auf's Herz legen mußte, um dessen Schläge zu mäßigen.

Herr von Montbron war fast erschreckt über die plötzliche Veränderung in Adrienne's Physiognomie, näherte sich ihr lebhaft und rief aus:

— Mein Gott, mein armes Kind, was ist Ihnen?

Anstatt ihm zu antworten, winkte ihm Adrienne, er möge sich beruhigen. Der Graf wurde in der That ruhiger, denn das schöne Gesicht des jungen Mädchens, welches eben noch vom Schmerze des Spottes und der Verachtung verzerrt war, schien in den süßesten, unaussprechbarsten Gefühlen wieder aufzuleben, der Eindruck, den sie empfand, war so berauschend, daß sie sich einen Augenblick darin zu gefallen schien und das Gefühl zu verlieren fürchtete; darauf aber sagte ihr der Verstand, sie möge sich vielleicht durch einen Irrthum oder eine Lüge täuschen lassen und so rief sie, plötzlich angstvoll sich an Herrn von Montbron wendend, aus:

— Aber ist, was Sie mir da sagen, auch wahr?

— Was ich Ihnen sage?

— Ja ... daß der Prinz Djalma ...

— Sie wie ein Rasender liebt? ... Ach, nur zu wahr ist das.

— Nein, nein, — rief Adrienne mit hinreißender Naivetät aus, — das kann niemals zu wahr sein!

— Was sagen Sie? — rief der Graf.

— Aber diese ... Frau? — fragte Adrienne, als ob das Wort ihr die Lippen verbrenne.

— Welche Frau?

— Die, welche Ursache seiner Herzensqual ist.

— Diese Frau? ... wer soll denn das anders sein, als Sie?

— Ich, o ja, ich war es ... nicht wahr ... Niemand als ich!

— Auf Ehre! ... trauen Sie meiner Erfahrung ... Niemals habe ich eine aufrichtigere, rührendere Leidenschaft gesehen.

— O, nicht wahr, er hat niemals in seinem Herzen eine andere Liebe gehabt, als die Liebe zu mir?

— Er, niemals.

— Und doch hat man mir gesagt ...

— Wer?

— Herr Rodin ...

— Daß Djalma ...

— Zwei Tage, nachdem er mich gesehen, von einer rasenden Liebe ergriffen worden sei.

— Herr Rodin hat Ihnen das gesagt? — rief Herr von Montbron aus, indem ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen schien. — Aber er hat ja auch Djalma gesagt, daß Sie jemand Anderes lieb hätten ...

— Ich?

— Und das eben brachte das unglückliche Kind so in Verzweiflung.

— Und meine Verzweiflung rührte gerade eben auch daher.

— Sie lieben ihn also eben so sehr, als er Sie liebt? — rief Herr von Montbron vor Freude außer sich.

— Ob ich ihn liebe!

Plötzlich wurde bescheiden mehrere Male an die Thür geklopft.

— Ihre Leute wahrscheinlich ... Beruhigen Sie sich, — sagte der Graf.

— Herein! — rief Adrienne mit bewegter Stimme.

Florine trat ein.

— Was giebt es? — sagte Fräulein von Cardoville.

— Herr Rodin ist eben gekommen, aber da er das Fräulein zu stören fürchtete, wollte er nicht eintreten und wird in einer halben Stunde wiederkommen ... Befehlen Sie, mein Fräulein, daß ich ihn dann einlasse?

— Ja, ja, — sagte der Graf zu Florine, — und selbst wenn ich noch bei dem Fräulein sein sollte, führen Sie ihn nur herein. Sind Sie nicht auch der Meinung? — fragte Herr von Montbron Adriennen.

— Ganz und gar! — antwortete das junge Mädchen.

Und ihre Augen funkelten vor Entrüstung, indem sie an diese Nichtswürdigkeit Rodin's dachte.

— O, der alte Schelm! — sagte Herr von Montbron, — ich hatte dem Schleicher immer mißtraut.

Florine ging hinaus und ließ den Grafen mit ihrer Herrin allein.

---

# Achtes Kapitel.

## Liebe.



Adrienne von Cardoville war ganz umgewandelt: zum ersten Male glänzte ihre Schönheit in ihrer ganzen Fülle. Bis daher war sie entweder durch Gleichgültigkeit verschleiert oder vom Schmerze umdüstert gewesen, jetzt aber fiel die glückliche Liebe wie ein blendender Sonnenstrahl plötzlich magisch auf sie.

Der flüchtige Aerger, welchen die Hinterlist Rodin's ihr verursachte, war wie ein kaum bemerkbarer Schatten über die Stirn des jungen Mädchens hinweggezogen; was kümmerte sie sich jetzt um diese Lügen, diese Betrügereien? Waren sie nicht vereitelt?

Und welches menschliche Wesen konnte in Zukunft sich zwischen sie und Djalma stellen, da sie eines des andern so gewiß waren? Wer würde es wagen, gegen zwei Wesen zu kämpfen, welche so entschlossen und in der unwiderstehlichen Gewalt der Jugend, Liebe und Freiheit stark waren? Wer würde es wagen,

ihnen in jene lodernden Sphären zu folgen, wo sie, so schön, so glücklich, sich zu einer unauslöschlichen Liebe vereinigen würden, beschützt und vertheidigt durch ihr Glück, eine Rüstung, die jede Probe aushält?

Kaum war Florine hinaus, so näherte sich Adrienne dem Herrn von Montbron mit schnellem Schritte; sie schien größer geworden; wenn man sie so leicht, triumphirend, strahlend sich bewegen sah, meinte man eine auf Wolken einherschreitende Göttin zu sehen.

— Wann werde ich ihn sehen?

Das war ihr erstes Wort zu Herrn von Montbron.

— Nun ... morgen, man muß ihn auf so viel Glück vorbereiten, bei einer so glühenden Natur ... kann eine so plötzliche, so unerwartete Freude ... vielleicht furchtbar sein ...

Adrienne blieb einen Augenblick nachdenklich und sagte dann plötzlich:

— Morgen ... ja, nicht vor morgen ... mein Herz ist abergläubig.

— Wie so?

— Sie werden es erfahren ... er liebt mich ... dies Wort sagt Alles, schließt Alles in sich, begreift ... ist Alles ... und doch habe ich tausend Fragen auf den Lippen ... seinetwegen; ... ich werde vor morgen keine an Sie richten ... nein, weil einem bewundrungswürdigen Verhängnisse zufolge ... der morgende Tag für mich ... ein heiliger Jahrestag ist ... Bis dahin wird mir die Zeit wie ein Jahrhundert lang werden ... Glücklicherweise ... kann ich warten ... sehen Sie nur ...

Darauf winkte sie Herrn von Montbron und führte ihn zu dem indischen Bacchus.

— Wie er ihm gleicht! — sagte sie zum Grafen.

— Allerdings, — versetzte dieser, — es ist seltsam!

— Seltsam? — meinte Adrienne und lächelte mit süßem Stolze, — seltsam, daß ein Heros, ein Halbgott, ein Ideal der Schönheit Djalma gleicht? ...

— Wie Sie ihn lieben! ... — sagte Herr von Montbron

tief bewegt und fast geblendet von der Glückseligkeit, welche auf Adrienne's Gesichte strahlte.

— Ich mußte wohl recht leiden, nicht wahr? — sagte sie nach einer Pause.

— Aber wenn ich nun heute nicht als letzte Zuflucht auf den Gedanken gekommen wäre, zu Ihnen zu gehen, wie wäre es da geworden?

— Ich weiß nicht... vielleicht wäre ich gestorben... denn ich bin hier... — sie legte ihre Hand auf's Herz — unheilbar getroffen... Aber was mein Tod gewesen wäre... ist mir nun das Leben...

— Es wäre furchtbar! — sagte der Graf erschüttert, — eine solche Leidenschaft, bei Ihrem Stolze, in sich selbst zurückzudrängen...

— Ja, stolz bin ich... aber nicht hochmüthig.... Als ich daher seine Liebe zu einer Anderen erfuhr,... erfuhr, daß der Eindruck, welchen ich bei unserem ersten Zusammentreffen auf ihn gemacht zu haben glaubte, gleich wieder sich verwischt habe... da verzichtete ich auf jede Hoffnung, ohne auf meine Liebe verzichten zu können; anstatt den Gedanken an ihn zu fliehen, habe ich mich mit Allem umgeben, was mich an ihn erinnern konnte... In Ermangelung des Glückes liegt doch noch ein schmerzlicher Genuß darin, durch den, welchen man liebt, zu leiden.

— Jetzt begreife ich Ihre indische Bibliothek...

— Adrienne nahm, ohne dem Grafen zu antworten, von dem Gueridon eines der Bücher und sagte, es Herrn von Montbron bringend, lächelnd mit einem Ausdrucke himmlischer Freude und Glückseligkeit:

— Ich hatte Unrecht, es zu leugnen; ich bin doch hochmüthig. Sehen Sie... lesen Sie das... ganz laut, bitte ich... ich sage Ihnen, daß ich bis morgen warten kann.

Und mit der Spitze ihres reizenden Fingers zeigte sie dem Grafen eine Stelle des Buches.

Darauf kauerte sie sich, so zu sagen, auf dem Sopha hin, nahm eine ganz aufmerksame, gesammelte Haltung an, neigte den Körper vorüber, kreuzte die Hände über das Kissen, lehnte

das Kinn auf die Hände, heftete ihre großen Augen mit einer Art Anbetung auf den indischen Bacchus, der ihr gegenüber stand und schien in leidenschaftlicher Beschauung sich vorzubereiten, zu hören, was Herr von Montbron lesen würde.

Dieser begann sehr verwundert, nachdem er Adrienne angesehen, die zu ihm mit dem schmeichelndsten Tone sagte:

— Und recht langsam ... ich beschwöre Sie.

Herr von Montbron las die folgende Stelle des Tagebuches eines in Indien Reisenden:

„..... Als ich mich 1829 in Bombay befand, sprach man „in der ganzen englischen Gesellschaft nur von einem jungen Hel- „den, dem Sohne des ...

Da der Graf sich eine Secunde unterbrach wegen der barbarischen Aussprache des Namens von Djalma's Vater, sagte Adrienne lebhaft mit sanfter Stimme:

— Sohne des Kadja Sing ...

— Welches gute Gedächtniß! — rief der Graf lächelnd.

Und er fuhr fort:

„... jungen Helden, dem Sohne des Kadja Sing, Königs von „Mundi. Bei der Rückkehr von einer entfernten und blutigen „Expedition in den Bergen zeigte sich Oberst Drake ganz begeistert „für den Sohn des Kadja Sing, Namens Djalma. Kaum aus „dem Knabenalter herausgetreten, hat dieser junge Prinz in die- „sem unerbittlichen Kriege Beweise von so ritterlicher Unerschrocken- „heit, von so edlem Charakter abgelegt, daß man seinen Vater den „Vater des Edelmüthigen genannt hat."

— Diese Sitte ist rührend ... — sagte der Graf. — So zu sagen den Vater belohnen, indem man ihm einen für seinen Sohn ruhmreichen Beinamen giebt, das ist groß ... Aber welch ein seltsamer Zufall ist das mit diesem Buche, — sagte der Graf überrascht, — das ist Grund genug, bin ich überzeugt, auch den kältesten Kopf außer sich zu bringen ...

— O, Sie sollen schon sehen ... werden schon sehen! ... — sagte Adrienne.

Der Graf fuhr zu lesen fort.

„... Der Oberst Drake, einer der tapfersten und besten

„Offiziere der englischen Armee, sagte gestern in meiner Gegen„wart, daß er, schwer verwundet und vom Prinzen Djalma ge„fangen genommen, nach energischem Widerstande nach dem Lager „geführt worden sei, welches in dem Dorfe . . .

Hier zauderte der Graf abermals wegen eines noch barbarischeren Namens als der erste; er wollte die Aussprache desselben nicht auf gutes Glück wagen, unterbrach sich und sagte zu Adrienne:

— Was diesen anbetrifft, so verzichte ich darauf.

— Und doch ist's so leicht! — versetzte Adrienne und sprach mit unaussprechlicher Milde den übrigens sehr weichen Namen aus:

— In dem Dorfe Shumshabad errichtet war.

— Wahrhaftig, das ist ein vortreffliches mnemonisches Verfahren, um die geographischen Namen zu behalten, — sagte der Graf und fuhr fort:

„. . . Im Lager angekommen, wurde dem Obersten Drake die „rührendste Gastlichkeit zu Theil und der Prinz Djalma pflegte ihn „wie ein Sohn. Auf diese Weise erfuhr Drake einige Thatsachen, „welche seinen Enthusiasmus für den Prinzen auf die Spitze trie„ben. Er erzählte in meiner Gegenwart Folgendes:

„Bei einem Gefechte wurde der Prinz von einem jungen „Indier von ungefähr zwölf Jahren begleitet, welcher ihn zärtlich „liebte und ihm als Page diente, indem er ihm zu Pferde folgte „und ihm seine Waffen trug; dies Kind wurde von seiner Mutter „vergöttert; im Augenblicke der Expedition hatte sie ihren Sohn „dem Prinzen Djalma anvertraut, indem sie zu ihm mit einem „des Alterthums würdigen Stoicismus sagte: Möge er Euer Bru„der sein. — Er soll mein Bruder sein, — hatte der Prinz ge„antwortet. — Bei einer blutigen Niederlage wird das Kind „schwer verwundet, sein Pferd getödtet; der Prinz macht mit Ge„fahr seines Lebens, trotz der Eile eines hartbedrängten Rückzuges, „den Knaben vom Pferde los, nimmt ihn vor sich und entflieht; „man verfolgt sie; ein Schuß trifft das Pferd, aber es kann noch „ein Junglegebüsch erreichen, in welchem es nach einigen vergeb„lichen Anstrengungen erschöpft niedersinkt. Der Knabe war zu „gehen nicht im Stande, deshalb trägt ihn der Prinz und verbirgt

„sich mit ihm im dichten Gehege. Die Engländer kommen nach, „durchsuchen die Junglen, die beiden Verfolgten entschlüpfen. „Nach einem Tage und einer Nacht voller Märsche, Rückmärsche, „Listen, Ermüdungen, und unerhörten Gefahren gelang es dem „Prinzen, das Kind tragend, welches ein Bein gebrochen hatte, „das Lager seines Vaters zu erreichen, und er sagte ganz einfach: „— Ich hatte seiner Mutter versprochen, daß er mein Bruder sein „würde, ich habe als Bruder gehandelt.“

— Das ist bewundernswerth! — sagte der Graf.

— Fahren Sie fort, ... o, fahren Sie nur fort! — sagte Adrienne, indem sie eine Thräne wegwischte, ohne ihre Augen von dem Basrelief abzuwenden, welches sie mit wachsender Bewunderung zu betrachten fortfuhr.

Der Graf fuhr fort:

„... Ein anderes Mal begiebt sich der Prinz Djalma in „Begleitung von zwei schwarzen Sklaven vor Sonnenaufgang nach „einem sehr wilden Orte, um sich eines Wurfs Tiger zu bemächtigen, die erst zwei Tage alt sind. Die Höhle war bezeichnet worden. Der Tiger und sein Weibchen waren schon fort auf Raub „aus. Der eine von den Schwarzen begiebt sich durch eine enge „Oeffnung in die Höhle; der andere schlägt mit Hülfe Djalma's „einen ziemlich großen Baumstamm mit der Axt ab, um eine Falle „daraus zu machen, den Tiger oder das Weibchen zu fangen. Auf „der Seite der Oeffnung war die Höhle fast ganz steil. Der Prinz „steigt geschickt hinauf, um mit Hülfe des andern Schwarzen dann „die Falle anzulegen; plötzlich ertönt ein furchtbares Gebrüll, „mit wenigen Sprüngen hatte das Weibchen, vom Raube zurückkommend, die Oeffnung der Höhle erreicht. Der Schwarze, „welcher mit dem Prinzen die Falle aufspannte, bekommt einen „Biß, der ihm den Schädel öffnet. Der Baum fällt quer vor „den engen Eingang der Höhle, hindert das Weibchen hineindringen zu können und versperrt zugleich dem andern Schwarzen, der „die beiden kleinen Tiger trägt, den Weg.

„Etwa zwanzig Fuß höher, auf einer Felsenspitze, sah der „Prinz, auf dem Bauche liegend, dieses furchtbare Schauspiel mit „an. Die Tigerin, welche durch das Geschrei ihrer Jungen

„wüthend geworden war, zerfleischte die Hände des Schwarzen,
„der im Innern der Höhle den Baumstamm, der seine einzige



„Schutzwehr war, zu halten sich bestrebte und jämmerliches Ge-
„schrei ausstieß.“

— Das ist fürchterlich! — sagte der Graf.

— O, fahren Sie fort, fahren Sie fort! — rief Adrienne aus, — und Sie werden sehen, was der Heldenmuth der Güte zu thun vermag.

Der Graf fuhr fort:

„— Plötzlich nimmt der Prinz seinen Dolch zwischen die „Zähne, befestigt seinen Gürtel an einer Felskante, nimmt mit „der einen Hand die Axt, läßt sich mit der andern an diesem im„provisirten Seile herunter und fällt einige Schritte von dem „wüthenden Thiere zu Boden, springt auf dasselbe zu und bringt „ihm, schnell wie der Blitz, zwei tödtliche Wunden bei, gerade in „dem Augenblicke, wo der Schwarze, dessen Kräfte schwach wur„den, den Baum losließ und dann in Gefahr war, in Stücken ge„rissen zu werden."

— Und Sie wundern sich über seine Aehnlichkeit mit jenem Halbgotte, dem die Fabel nicht einmal den Glanz einer solchen edlen Aufopferung gegeben hat, — rief das junge Mädchen mit wachsender Begeisterung.

— Ich wundere mich nicht mehr, ich bewundere, — sagte der Graf mit bewegtem Tone, — und bei der Erzählung der edlen Züge schlägt mein Herz vor Begeisterung, als ob ich zwanzig Jahr alt wäre.

— Und das edle Herz jenes Reisenden hat bei dieser Erzählung geschlagen wie das Ihrige, — sagte Adrienne, — Sie werden es lesen.

„.....Was die Unerschrockenheit des Prinzen so bewun„dernswerth macht, ist der Umstand, daß nach den Grundsätzen „der indischen Kasten das Leben eines Sklaven keine Wichtigkeit „hat. Ein Sohn des Königs also, der sein Leben zur Rettung „einer armen so niedrigen Creatur in Gefahr setzt, folgte einem „heldenmüthigen Instinkte christlicher Barmherzigkeit, wie sie bis „dahin in jenem Lande unerhört war.

„Zwei solche Züge, — sagte mit Recht der Oberst Drake, „— genügen, einen Menschen zu schildern. Mit einem Gefühle „tiefer Ehrfurcht und inniger Bewunderung schreibe ich daher, ein „unbekannter Reisender, den Namen des Prinzen Djalma in dieses

„Reisebuch„ während ich mich indessen einer Traurigkeit nicht er-
„wehren kann, indem ich mich frage, was die Zukunft dieses
„Prinzen sein wird, der tief in diesem wilden Lande, das stets
„vom Kriege verheert wird, verloren ist. So bescheiden die Hul-
„digung auch sein mag, welche ich diesem, der Zeit der Heroen
„würdigen Charakter darbringe, so wird sein Name doch wenig-
„stens mit edlem Enthusiasmus von allen Herzen wiederholt wer-
„den, welche an Dem Theil nehmen, was groß und edel ist.“

— Und als ich eben noch diese einfachen Zeilen las, — versetzte Adrienne, — konnte ich mich nicht enthalten, den Namen dieses Reisenden an meine Lippen zu drücken.

— Ja, gerade so hatte ich mir ihn vorgestellt, — sagte der Graf immer bewegter, indem er Adrienne das Buch wiedergab; diese aber stand ernst und gerührt auf und sagte zum Grafen:

— Als solchen wollte ich ihn Ihnen zu erkennen geben, damit Sie meine Bewunderung für ihn begriffen, denn ich hatte diesen Muth, diese heldenmäßige Güte schon errathen, als ich bei einem Gespräche wider Willen zugegen war, bevor ich mich ihm zeigen konnte ... von jenem Tage ab wußte ich, daß er eben so edelmüthig, als unerschrocken, eben so zärtlich und bewunderns-werth erregbar, als entschlossen energisch ist; ... aber als ich ihn in so wunderbarer Schönheit sah und durch den edlen Charakter seiner Gesichtsbildung, selbst durch seine Kleidung so ganz verschieden von Allem, was ich bis dahin gesehen hatte, ... als ich den Eindruck sah, welchen ich auf ihn machte ... und den ich vielleicht noch heftiger empfand ... da fühlte ich, daß mein Leben an dieser Liebe hänge.

— Und was haben Sie jetzt für Pläne?

— Glänzende, glückliche wie mein Herz ... ich will, daß Djalma, wenn er sein Glück erfährt, von derselben Betäubung betroffen werden soll, die ich empfinde und die mir noch nicht erlaubt ... meiner Sonne gerade in's Gesicht zu sehen ... denn ich wiederhole es Ihnen ... von jetzt bis morgen habe ich noch ein Jahrhundert zu leben. Ja, seltsam, ich hätte nach einer solchen Offenbarung das Bedürfniß zu fühlen geglaubt, allein zu bleiben, und mich in dieses Meer von berauschenden Gedanken zu stürzen.

Aber nein, nein, von jetzt ab bis morgen fürchte ich die Einsamkeit... ich empfinde, ich weiß nicht, was für eine fieberhafte, unruhige, glühende Ungeduld... O gesegnet sei die Fee, welche mich, mit ihrem Zauberstabe berührend, jetzt bis morgen mich einschläfern könnte.

— Ich werde diese wohlthuende Fee sein, — sagte plötzlich der Graf lächelnd.

— Sie?

— Ich.

— Und wie so?

— Sehen Sie die Macht meines Zauberstabes: ich will Sie von einem Theile Ihrer Gedanken befreien, indem ich sie Ihnen materiell sichtbar mache.

— Erklären Sie sich, wenn ich bitten darf.

— Und ferner wird mein Plan noch einen andern Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich an: Sie sind so glücklich, daß Sie Alles vernehmen können. Ihre abscheuliche Tante und die schändlichen Freunde derselben verbreiten das Gerücht, daß Ihr Aufenthalt bei Herrn Baleinier...

— Durch meine Geistesschwäche nothwendig gemacht worden ist, — sagte Adrienne lächelnd. — Darauf war ich gefaßt.

— Es ist zu dumm; aber da Ihr Entschluß, allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde erregt, — Sie fühlen wohl, weshalb, — so wird es nicht an Leuten fehlen, die ganz geneigt sind, allen möglichen Dummheiten Glauben zu schenken.

— Das hoffe ich wohl... In den Augen der Narren für toll zu gelten, ist sehr schmeichelhaft.

— Ja, aber den Narren zu beweisen, daß sie Narren sind, und noch dazu im Angesichte von ganz Paris, das ist ziemlich ergötzlich. Nun beginnt man sich über Ihr Verschwinden zu beunruhigen: Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten unterbrochen; meine Nichte erscheint seit langer Zeit in unserer Loge der italienischen Oper allein; Sie wollen die Zeit bis morgen tödten und hinbringen; da bietet sich also eine herrliche Gelegenheit dar: es ist jetzt zwei Uhr... um halb vier Uhr wird meine Nichte zu Wagen hier sein; der Tag ist köstlich;... es sind ungeheuer viel

Leute im Gehölze von Boulogne; Sie machen eine reizende Spazierfahrt und man sieht Sie dann dort; ... ferner wird die freie Luft und die Bewegung das Fieber Ihres Glückes beschwichtigen ... und heute Abend, da eben beginnt meine Zauberei, führe ich Sie nach Indien ...

— Nach Indien?

— Mitten in einen von jenen wilden Wäldern, wo man Löwen, Panther und Tiger brüllen hört ... der heldenmüthige Kampf, der Sie eben so bewegt hat, ... wird bald vor Ihren Augen in fürchterlicher Wahrheit sich darstellen.

— Offen gesprochen, lieber Graf, es ist wohl nur ein Scherz.

— Durchaus nicht. Ich verspreche, Ihnen wirkliche wilde Thiere zu zeigen, furchtbare Gäste des Vaterlandes unseres Halbgottes, knurrende Tiger, brüllende Löwen ... sollte das nicht eben so gut sein wie Ihre Bücher?

— Aber ...

— Nun, ich muß Ihnen nur das Geheimniß meiner übernatürlichen Gewalt erklären. Nach Ihrer Spazierfahrt speisen Sie bei meiner Nichte und wir gehen dann nach einem seltsamen Schauspiele, welches an der Porte St. Martin stattfindet... Einer der ausgezeichnetsten Thierbändiger zeigt dort vollkommen wilde Thiere mitten in einem Walde — und blos dieser Wald ist Täuschung — und stellt mit Löwen, Tigern, Panthern furchtbare Kämpfe dar. Ganz Paris wird Sie dort schöner und reizender als jemals sehen.

— Ich nehme es an, ich nehme es an! — sagte Adrienne mit fast kindischer Freude. — Ja, Sie haben Recht: ... — Ich werde ein seltsames Vergnügen empfinden, wenn ich die wilden Ungeheuer sehe, die mich an die erinnern, welche mein Heros so heldenmüthig bekämpft hat. Ich nehme es ferner an, weil ich zum ersten Male in meinem Leben vor Begierde brenne, schön gefunden zu werden, selbst von Jedermann ... endlich nehme ich es an ... weil ...

Fräulein von Cardoville wurde zuerst durch ein leises Klopfen an der Thür und dann durch Florine unterbrochen, welche eintrat und Herrn Rodin anmeldete.

---

## Neuntes Kapitel.

### Die Bestrafung.



Rodin trat ein; mit einem schnellen Blicke auf Fräulein von Cardoville und Herrn von Montbron bemerkte er, daß er sich in einer schwierigen Lage befinde. Nichts in der That konnte ihn mehr in seiner Zuversicht irre machen, als die Haltung Adrienne's und des Grafen.

War diesem überhaupt Jemand zuwider, so zeigte er, wie wir schon erzählt haben, seine Abneigung unter der Form feind-

seliger Unverschämtheit, die auch in einer guten Anzahl von Zweikämpfen erprobt war; jetzt, als er Rodin erblickte, nahm sein Gesicht plötzlich einen verächtlichen und harten Ausdruck an. Während er, sich mit dem Elbogen auf den Kamin lehnend, mit Adrienne plauderte, wandte er seinen Kopf verächtlich über die Achsel, ohne die tiefe Verneigung des Jesuiten zu erwiedern.

Fräulein von Cardoville staunte über sich selbst, daß sie beim Anblicke jenes Mannes weder eine Regung des Zornes noch des Hasses empfand. Die Flamme ihres Herzens hatte alle Rachegedanken in demselben verzehrt. Sie lächelte sogar. Denn indem sie einen stolzen und liebevollen Blick auf den indischen Bacchus und dann auf sich warf, fragte sie sich, was zwei so junge, schöne, unabhängige, so verliebte Wesen jetzt fürchten sollten von diesem alten, schmutzigen Manne von niedrigem und schlechtem Ansehen, welcher wie eine Schlange krümmend herankam. Weit davon entfernt, Zorn oder Abneigung gegen Rodin zu empfinden, empfand das junge Mädchen nur eine augenblickliche Laune von neckendem Frohsinn und ihre großen Augen, in welchen sich schon ihre Glückseligkeit spiegelte, blitzten bald Bosheit und Spott.

Rodin war sich seiner üblen Lage bewußt. Alle, die einen Rock wie er tragen, ziehen den lachenden Feinden die heftigen bei weitem vor; denn dem unbezähmten Zorne entgehen sie bald dadurch, daß sie weinen, seufzen, sich die Brust schlagen, auf den Knieen liegen, bald besiegen sie ihn, indem sie sich gewaffnet und unversöhnlich zeigen, doch vor dem beißenden Spotte verlieren sie leicht ihre Fassung. So ging es auch Rodin; er sah voraus, daß er mit Adrienne von Cardoville und Herrn von Montbron, wie man gewöhnlich sagt, eine sehr schlimme Stunde haben würde.

Der Graf eröffnete das Feuer; einen Blick über seine Achsel werfend, sagte er zu Rodin:

— Ah!... ah!... Sie sind da, Herr Biedermann?

— Treten Sie näher... mein Herr, treten Sie nur näher, — sagte Adrienne mit spöttischem Lächeln, — Sie Perle der Freunde, Sie Vorbild der Philosophen... Sie erklärter Feind aller Spitzbüberei, aller Lüge, ich habe Ihnen viele Lobsprüche zu ertheilen...

— Ich nehme Alles von Ihnen an, mein Fräulein, ... selbst unverdiente Lobeserhebungen, — sagte der Jesuit, indem er sich zu einem Lächeln zwang und dabei seine häßlich gelben und garstigen Zähne sehen ließ, — darf ich aber auch wissen, was mir Ihre Lobsprüche verdient hat?

— Ihr Scharfblick, mein Herr ... denn er ist selten, — sagte Adrienne.

— Und ich, mein Herr, — sagte der Graf, — ich huldige Ihrer Wahrheitsliebe ... die eben so selten ist ... vielleicht ... zu selten.

— Ich, scharfsehend? bei welcher Gelegenheit, mein Fräulein? — fragte Rodin kalt, — ich wahrheitsliebend? bei welcher Gelegenheit, Herr Graf? — wandte er sich an Herrn von Montbron.

— Bei welcher Gelegenheit ... mein Herr? — sagte Adrienne, — Sie haben doch ein Geheimniß entdeckt, welches von zahllosen Hindernissen und Mysterien verdeckt war. Sie haben mit einem Worte den Grund eines Frauenherzens entziffert ...

— Ich, theures Fräulein?

— Ja, Sie, mein Herr; und freuen Sie sich, ... Ihr Scharfblick hat die glücklichsten Folgen gehabt.

— Ihre Wahrheitsliebe hat Wunder gethan, ... — fügte der Graf hinzu.

— Es ist ein herrliches Gefühl, recht zu handeln, selbst ohne daß man es weiß, — war Rodin's Antwort, der sich immer vertheidigend verhielt und bald den Grafen bald Adrienne anschielte, — darf ich aber nicht erfahren, weshalb man mich lobt? ...

— Aus Dankbarkeit muß ich Sie darüber aufklären, mein Herr, — sagte Adrienne pathetisch. — Sie haben nämlich entdeckt und dem Prinzen Djalma wiedererzählt, daß ich ... Jemand leidenschaftlich liebe ... Nun wohl ... seien Sie stolz auf Ihren Scharfblick ... das war wirklich der Fall.

— Sie haben erklärt und dem Fräulein hier erzählt, daß Prinz Djalma Jemand liebe, — nahm der Graf das Wort, —

nun wohl, rühmen Sie Ihren Scharfblick, mein werther Herr... es war wirklich der Fall.

Rodin war bestürzt und stumm.

— Dieser Jemand, den ich so leidenschaftlich liebte, — sagte Adrienne, — war der Prinz...

— Jene Person, die der Prinz leidenschaftlich liebte, — ergänzte der Graf, — war das Fräulein...

Diese so ernstlich bedrohenden Enthüllungen, die Schlag auf Schlag kamen, betäubten Rodin; er sprach noch immer nicht, er war noch immer erschrocken und dachte an die Zukunft.

— Verstehen Sie jetzt, mein Herr, unsere Dankbarkeit gegen Sie? — fuhr Adrienne mit immer höhnischerem Tone fort. — Vermittelst Ihres Scharfsinnes, Ihrer lebhaften Theilnahme an uns haben wir Beide, der Prinz und ich, es Ihnen zu danken, daß wir über unsere gegenseitigen Gesinnungen im Klaren sind.

Allmälig kam der Jesuit wieder zur Besinnung und seine scheinbare Ruhe reizte Herrn von Montbron noch mehr, der, wenn Adrienne nicht zugegen gewesen wäre, der Spötterei eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

— In dem, was Sie, mein Fräulein, so eben mir gütigst mittheilen, ist ein Irrthum vorhanden, — sagte Rodin. — Niemals in meinem Leben habe ich in ehrfurchtsvollerer und geeigneterer Weise von Gefühlen gesprochen, wie die sind, welche Sie für Prinz Djalma haben konnten...

— Es ist wahr, — erwiederte Adrienne, — aus seltener gewissenhafter Verschwiegenheit trieben Sie, wenn Sie gegen mich von der tiefen Liebe sprachen, welche Prinz Djalma fühlte,... die Zurückhaltung, die Zartheit so weit, daß Sie mir sagten... nicht ich wäre es, die er liebte.

— Und die nämliche Gewissenhaftigkeit veranlaßte Sie, dem Prinzen zu sagen, daß Fräulein von Cardoville Jemand leidenschaftlich liebe... der aber nicht er selbst sei.

— Herr Graf, — war die trockene Antwort Rodin's, — ich glaubte nicht, daß Sie mich zu der Erklärung zwingen würden, daß ich das Bedürfniß, mich in Liebeshändel zu mischen, sehr wenig fühle.

— Lassen Sie uns ein Ende machen! Das ist Bescheidenheit oder Eigenliebe von Ihnen, — sagte der Graf in barschem Tone. — In Ihrem Interesse, wenn ich bitten darf, keine solche Ungeschicklichkeit wieder ... wenn man Sie beim Worte nähme? Wenn dies nun bekannt würde? ... Nehmen Sie sich doch bei Ihren ehrenwerthen, kleinen Kunststücken besser in Acht, gewiß ...

— Das ist wenigstens Eins, — sagte Rodin, indem er eben so anzüglich wurde als Herr von Montbron, — was Sie mir eben auf ziemlich grobe Weise beibringen: — das schwere Kunststück, Ihnen zuzugehören.

— Meinen Sie, werther Herr? — antwortete der Graf verächtlich. — Wissen Sie nicht, daß wir alle Mittel besitzen, um Unverschämte und Schurken zu züchtigen? ...

— Lieber Graf! ... — fiel Adrienne mit zurechtweisendem Tone ein.

Rodin sprach mit unerschütterter Kaltblütigkeit:

— Ich kann nicht eben einsehen, Herr Graf, in wie fern Muth dazu gehöre, erstens, einem armen, alten, ehrlichen Manne, wie ich bin, zu drohen und ihn unverschämt zu nennen; zweitens...

— Herr Rodin, — unterbrach der Graf den Jesuiten, — erstens: ein armer, alter, ehrlicher Mann, wie Sie sind, der schlecht handelt und sich hinter seinem Alter, das er entehrt, versteckt, ist zugleich feig und boshaft, er verdient eine doppelte Züchtigung; was zweitens das Alter anlangt, so weiß ich nicht, ob die Wolfsjäger und die Gendarmen sich ehrfurchtsvoll vor dem Pelze alter Wölfe und den weißen Haaren alter Schurken verneigen; was halten Sie davon, werther Herr?

Immer noch unerschütterlich ruhig hob Rodin sein schlaffes Augenlid in die Höhe, heftete kaum eine Secunde lang sein kleines Schlangenauge auf den Grafen und warf ihm einen raschen, kalten Blick zu, so scharf wie ein Dolch; ... dann bedeckte sein Augenlid wieder das unheimliche Auge des Mannes mit dem erdfahlen Gesichte.

— Da ich weder die Eigenschaften eines alten Wolfes habe und noch weniger die eines alten Schurken, — erwiederte Rodin ruhig, — so werden Sie mir, Herr Graf, erlauben, daß ich mich

nicht vor Wolfsjägern und Gendarmen fürchte; auf die Vorwürfe, die man mir macht, habe ich nur die einfache Antwort, ich sage nicht Rechtfertigung: ... ich rechtfertige mich nie.

— Wirklich! — sagte der Graf.

— Niemals, — fuhr Rodin kalt fort, — meine Handlungsweise nimmt diese Sorge auf sich: ich werde also einfach Ihnen antworten, daß ich, als der tiefe, heftige, fast erschreckende Eindruck, welchen das Fräulein auf den Prinzen machte, von mir bemerkt wurde...

— Diese Versicherung von der Liebe des Prinzen zu mir, — unterbrach Adrienne Rodin mit entzückendem Lächeln, — verzeiht Ihnen für das Böse, was Sie mir thun wollten... Der Anblick unseres nahen Glückes ... soll Ihre einzige Strafe sein...

— Vielleicht ist bei mir weder Verzeihung noch Strafe nöthig, denn wie ich eben die Ehre hatte dem Herrn Grafen zu bemerken, mein Fräulein, die Zukunft wird mein Verfahren rechtfertigen... Ja, ich war dazu verpflichtet, dem Prinzen zu sagen, daß Sie Jemand anders als ihn liebten, und war verpflichtet, zu Ihnen zu sagen, daß er eine Andere als Sie liebte... und zwar zu Ihrem gegenseitigen Wohle... Meine Dienstfertigkeit kann mich allerdings verleitet haben... das ist wohl möglich... ich bin nicht unfehlbar... aber nach meinem früheren Benehmen gegen Sie, mein Fräulein, dürfte ich wohl das Recht haben, mich darüber zu wundern, daß man mich auf diese Weise behandelt... Doch soll dies keine Klage sein... Ich rechtfertige mich nie und eben so wenig beklage ich mich auch.

— Das ist wahrlich ganz hochherzig, mein werther Herr, — sagte der Graf, — Sie wollen sich nicht beklagen und rechtfertigen wegen des Bösen, das Sie thun!

— Wegen des Bösen, das ich thue? — Rodin sah den Grafen starr an. — Spielen wir mit Räthseln?

— Und was ist denn das, Herr, — rief der Graf entrüstet, — daß Sie den Prinzen durch Ihre Lüge in so schreckliche Verzweiflung stürzten, daß er zweimal Hand an sich selbst legte; was ist denn das, daß Sie durch Ihre Lügen dem Fräulein einen so grausamen und vollständigen Irrthum beibrachten, daß ohne

meinen Entschluß von heute sie in diesem Irrthum verblieben wäre, der noch die traurigste Folge hätte haben können?

— Darf ich Sie ersuchen, Herr Graf, mir gefälligst zu sagen, was ich für einen Vortheil bei diesen Verzweiflungsscenen, diesen Irrthümern gehabt habe, ich will sogar zugeben, daß ich wissentlich die Ursache davon bin?

— Ohne Zweifel, einen großen Vortheil, — sagte der Graf in hartem Tone, — und einen um so gefährlicheren, je versteckter er ist, denn Sie gehören, wie ich sehe, zu den Leuten, denen fremdes Unglück Vergnügen und Gewinn bringen muß.

— Das ist zu viel, Herr Graf, ich wäre mit dem Gewinn zufrieden, — sagte Rodin sich verneigend.

— Ihre unverschämte Kaltblütigkeit wird meine Sprache nicht ändern. — Alles ist ernst gemeint, — fuhr der Graf fort. — Unmöglich ist eine so treulose Spitzbüberei eine alleinstehende Handlung... Wer weiß, ob dies nicht noch eine von den Folgen des Hasses ist, mit welchem Frau von Saint Dizier Fräulein von Cardoville verfolgt?

Mit großer Spannung hatte Adrienne dem Gespräche zugehört. Jetzt auf einmal machte sie eine Bewegung, als wenn ihr plötzlich Aufschluß über eine Sache geworden sei.

Nach augenblicklichem Stillschweigen wandte sie sich an Rodin, ohne Bitterkeit, ohne Zorn, aber mit weicher und ruhiger Bestimmtheit:

— Man sagt, mein Herr, glückliche Liebe thue Wunder...: ich möchte fast daran glauben, denn nach einigem Nachdenken und nachdem ich mir gewisse Umstände in's Gedächtniß zurückgerufen habe, erscheint mir Ihr jetziges Benehmen in einem ganz neuen Lichte.

— Und welcher Art wäre diese neue Anschauung, mein Fräulein?

— Damit Sie meinen Standpunkt einnehmen, mein Herr, erlauben Sie mir, einige Thatsachen hervorzuheben. Die Mayeux war mir von ganzem Herzen ergeben, sie hatte mir untrügliche Beweise von Anhänglichkeit gegeben, so groß ihr edles Herz war, so groß war ihr Verstand; ... für Sie dagegen empfand sie eine

unbezwingbare Abneigung... Plötzlich verläßt sie auf geheimnißvolle Weise meine Nähe,... und an Ihnen hat es wahrlich mit gelegen, wenn ich einen garstigen Argwohn gegen sie hege. Herr von Montbron hat für mich die Liebe eines Vaters, für Sie aber, ich muß es offen sagen, keine sehr innige Zuneigung: Sie haben nun versucht, zwischen ihm und mir Mißtrauen rege zu machen... Endlich empfindet Prinz Djalma eine tiefe Neigung zu mir... und Sie wenden die treuloseste Spitzbüberei an, um die Herzensneigung zu ersticken; in welcher Absicht thaten Sie das?... Ich weiß es nicht;... doch davon bin ich überzeugt, sie ist mir feindselig.

— Es scheint, Fräulein, — erwiederte Rodin rauh, — als ob mit Ihrer Unkenntniß das Vergessen geleisteter Dienste Hand in Hand ginge.

— Ich will es nicht leugnen, mein Herr, daß Sie mich aus dem Hause des Herrn Baleinier entfernt haben; aber wenige Tage später würde ich unfehlbar von Herrn von Montbron hier befreit worden sein...

— Sie haben Recht, liebes Kind, — sagte der Graf, — es ist wohl möglich, daß man sich hätte das Verdienst erwerben wollen, Das zu thun, was einige Tage später Ihre wahren Freunde unfehlbar für Sie gethan haben würden.

— Sie wollen eben ertrinken, ich rette Sie, sind Sie mir dankbar dafür?... Weit gefehlt, — sagte Rodin bitter, — ein Anderer, der vorübergeht, hätte Sie auf jeden Fall später gerettet.

— Ihr Vergleich ist nicht ganz treffend, — meinte Adrienne lächelnd, — ein Krankenhaus ist kein Fluß, und obgleich ich jetzt von Ihrer Fähigkeit, mit und gegen den Strom zu schwimmen, überzeugt bin, so hat Ihnen doch all' Ihr Schwimmen in dieser Angelegenheit Nichts geholfen... Sie haben mir einfach eine Thür geöffnet... die unvermeidlich sich später öffnen mußte.

— Trefflich, liebes Kind! — sagte der Graf, über Adrienne's Erwiederung hell auflachend.

— Ich weiß, mein Herr, daß Ihre ausgezeichnete Sorgfalt sich nicht blos auf mich erstreckt hat... Sie haben die Töchter des Herrn Marschall Simon ihrem Vater wiedergegeben, jedoch läßt sich

nicht wohl vermuthen, daß die Zurückforderung des Herrn Marschalls, Herzogs von Ligny, in Betreff seiner Kinder ohne Erfolg geblieben sein würde; Sie haben sogar einem alten Soldaten sein kaiserliches Kreuz, das für ihn in Wahrheit eine heilige Reliquie war, zurückgegeben: das ist sehr rührend... Sie haben endlich den Abbé von Aigrigny und Herrn Baleinier entlarvt... ich selbst war auch fest entschlossen, sie zu entlarven... Dies Alles beweist zuletzt, daß Sie, mein Herr, ein mit sehr viel Klugheit begabter Mann sind...

— Ah! Fräulein! — sagte Rodin demüthig.

— Voll Erfindungsgabe und Anschläge...

— Ah! Fräulein!...

— Ich kann Nichts dafür, daß Sie in dem langen Gespräche zwischen uns bei Herrn Baleinier diese Ueberlegenheit verriethen, die, ich muß gestehen, mich erstaunte, sehr erstaunte... und die Sie jetzt gerade in ziemliche Verlegenheit bringt, wie es scheint... Was denken Sie, mein Herr, für einen so großen Verstand, wie der Ihrige ist, ist es sehr schwer, sein Incognito zu bewahren; doch da es möglich wäre, daß wir aus verschiedenen Gründen, wahrlich sehr verschiedenen Gründen, — setzte das Mädchen mit Bosheit hinzu, — dieselben Zwecke verfolgen... — ganz wie wir es bei Herrn Baleinier besprachen — so will ich zum Vortheile unserer künftigen Gemeinschaft, wie Sie es nannten, Ihnen einen Rath geben... und mich offen gegen Sie aussprechen.

Seinen Hut unter den Arm, die Hände auf seiner Weste gefaltet, die Daumen umeinanderdrehend, hatte Rodin den Worten Fräulein von Cardoville's scheinbar gleichgültig zugehört; nur dadurch verrieth er äußerlich die schreckliche Verwirrung, in welche ihn die kalten Worte Adrienne's versetzt hatten, daß sich die bläulichen, heuchlerisch niedergeschlagenen Augenlider des Jesuiten nach und nach immer mehr rötheten, je mehr das Blut in sie einströmte.

Nichtsdestoweniger erwiederte er mit sicherer Stimme und tief sich verneigend Fräulein von Cardoville:

— Ein guter Rath und ein freies Wort ist immer am rechten Orte...

— Sehen Sie, mein Herr, — nahm Adrienne mit einer

leichten Aufregung das Wort, — glückliche Liebe giebt eine solche Zuversicht, eine solche Kraft, einen Muth, daß man mit den Gefahren spielt, ... die Fallstricke entdeckt, ... dem Hasse ... trotzt. Glauben Sie mir, das göttliche Licht, welches zwei liebende Herzen umstrahlt, reicht hin, um alle Finsternisse zu verscheuchen, alle Fallstricke sichtbar zu machen. In Indien ... verzeihen Sie mir diese Schwachheit ... ich spreche von Indien, — setzte das Mädchen mit einem lieblichen und unaussprechlich feinen Lächeln hinzu, — in Indien zünden die Reisenden, um sich für die Nacht sicher zu stellen, ein großes Feuer rings um ihre Ajoupa an — verzeihen Sie mir auch diese Localbeziehung — und so weit sich der Schein des Feuers verbreitet, verjagt er durch seine Helle allein alles ekelhafte und giftige Gewürm, welches nur in der Finsterniß lebt und vor dem Lichte erschrickt.

— Bis jetzt habe ich noch nicht den Sinn dieses Gleichnisses erfaßt, — sagte Rodin, indem er seine Daumen fortdrehte und seine Augenlider öffnete, die immer röther geworden waren.

— Ich werde mich verständlicher ausdrücken, — sagte lächelnd Adrienne. — Nehmen Sie an, mein Herr, daß ich den letzten Dienst, welchen Sie mir und dem Prinzen erwiesen haben, da Sie sich immer auf geleistete Dienste berufen, ... das ist sehr schlau und ganz neu, ... ganz als solchen anerkenne.

— Bravo, liebes Kind! — sagte der Graf, seine Freude äußernd, — die Niederlage wird vollständig.

— Ah! ... das ist also eine Urtheilsvollziehung! — sagte Rodin fortwährend gleichgültig.

— Nein, mein Herr, — nahm Adrienne lächelnd das Wort, — es ist Nichts, als ein Gespräch zwischen einem unerfahrenen jungen Mädchen und einem alten Philosophen, der das Gute liebt. Nehmen Sie also an, daß die vielen ... Dienste, welche Sie mir und den Meinigen erwiesen, mir plötzlich die Augen geöffnet haben, oder, — das Mädchen sprach diese Worte mit ernster Stimme, — nehmen Sie vielmehr an, daß Gott, welcher der Mutter den Trieb verleiht, ihr Kind zu vertheidigen ... mit meinem Glücke mir zugleich den Trieb verliehen hat, dieses Glück mir zu erhalten, und daß ich nicht weiß, welcher Art die Ahnung ist, welche, indem

sie mir tausend bisher unerklärliche Sachen klar macht, mich mit einem Male hat entdecken lassen, daß Sie, anstatt mein Freund



zu sein, vielleicht für mich und meine Familie der gefährlichste Feind sind.

— Von der Urtheilsvollziehung gehen wir also zu Vermuthungen über, — sagte Robin immer noch unerschütterlich ruhig.

— Und von der Vermuthung ... mein Herr, ich muß es wohl sagen, zur Gewißheit, — entgegnete Adrienne mit heiterer und edler Festigkeit; — ja, ich bin jetzt davon überzeugt, ich habe mich einige Zeitlang von Ihnen täuschen lassen ... ich sage Ihnen dies ohne Haß und Zorn, aber mit Bedauern, mein Herr; es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn man einen Mann von Ihren Geistesgaben, Ihrem Verstande — sich zu solchen Schurkereien erniedrigen — und nachdem er so viel diabolische Künste angewendet, doch nur sich lächerlich machen sieht; ... giebt es wohl für einen Mann, wie Sie, etwas Lächerlicheres, als von einem unerfahrenen Mädchen, welches zur Waffe, Vertheidigung und Aufklärung nur seine Liebe hat, besiegt worden zu sein? ... Mit einem Worte, mein Herr, von heute an betrachte ich Sie als einen gefährlichen, unversöhnlichen Feind; ich weiß, was Sie beabsichtigen, obschon ich nicht weiß, auf welche Art Sie Ihren Zweck erreichen wollen; ohne Zweifel werden diese Mittel der früher angewandten würdig sein; trotzdem fürchte ich Sie nicht. Morgen schon wird meine Familie von Allem unterrichtet sein und ein thätiges, kluges, entschlossenes Zusammenhalten wird uns auf der Hut sein lassen, denn es handelt sich ja um die ungeheure Erbschaft, die man uns beinahe entrissen hätte. Inwiefern jedoch ein Zusammenhang stattfinde zwischen dem Schaden, welchen ich Ihnen vorhalte und dem rein geldlichen Endzwecke ... weiß ich eigentlich selbst nicht ... aber, wie Sie selbst gegen mich geäußert haben, meine Feinde sind so gefährlich schlau, ihre List immer so verborgen, daß man Alles erwarten kann, sich auf alle Fälle vorsehen muß, ich werde an diese Lehre denken ... Ich habe Ihnen versprochen, mein Herr, offen zu reden: ich habe es jetzt gethan, denke ich.

— Offenheit wäre wenigstens unklug ... wenn ich wirklich Ihr Feind wäre, — sagte Robin immer noch unerschütterlich ruhig. — Aber Sie hatten mir auch einen guten Rath versprochen, mein Fräulein.

— Der gute Rath wird kurz der sein: lassen Sie sich nicht mit mir in einen Kampf ein, denn sehen Sie, es giebt etwas, was stärker ist, als Sie und die Ihrigen: nämlich ein Weib, welches ihr Glück vertheidigt.

Adrienne sprach diese Worte mit einem so festen Zutrauen, ihre schönen Augen glänzten, so zu sagen, von einer so unerschrockenen Glückseligkeit, daß Rodin, trotz seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit, einen Augenblick erschrocken war.

Dennoch blieb er äußerlich ganz gefaßt und sagte nach kurzem Bedenken mit einer Art verächtlichen Bedauerns:

— Mein Fräulein, wir werden uns nie wiedersehen, das ist ganz natürlich: erinnern Sie sich nur an Das, was ich Ihnen wiederhole: ich rechtfertige mich nie;... die Zukunft wird dies thun... Demungeachtet bin ich, mein Fräulein, Ihr ganz ergebener Diener... — und er grüßte, — Herr Graf... ich empfehle mich gehorsamst, — bei diesen Worten verneigte er sich noch tiefer vor Herrn von Montbron und verließ das Zimmer.

Kaum war Rodin hinaus, so eilte Adrienne an ihren Schreibtisch und schrieb schnell einige Zeilen, versiegelte dann den Brief und sagte zu Herrn von Montbron:

— Vor morgen sehe ich den Prinzen nicht,... ebensowohl wegen meines übervollen Herzens, als weil es für meine Pläne nothwendig ist, daß dieses Zusammentreffen mit einiger Feierlichkeit vor sich gehe... Sie sollen Alles wissen;... aber jetzt will ich ihm sogleich schreiben,... denn bei einem Feinde, wie Rodin ist, muß man auf Alles gefaßt sein.

— Sie haben Recht, liebes Kind;... diesen Brief, schnell...

Adrienne gab ihm denselben.

— Ich habe ihm genug gesagt, um seinen Schmerz zu mäßigen... und doch nicht genug, um mir das köstliche Vergnügen zu rauben, ihm morgen eine Ueberraschung zu bereiten.

— Das ist Alles ganz die Sprache Ihres Herzens und Ver-

standes. Ich eile zum Prinzen, ihm Ihr Schreiben zu übergeben... Ich werde ihn nicht persönlich sprechen, ich könnte mich nicht beherrschen... Nun, es bleibt dabei, wir fahren bald spazieren und besuchen heute Abend das Schauspiel.

— Gewiß, mehr als je habe ich nöthig, mich bis zu morgen zu betäuben;... dann, ich fühle es, wird mir auch die freie Luft wohl thun, denn diese Unterhaltung mit Herrn Robin hat mich ein wenig aufgeregt.

— Der alte Schuft!... Aber... lassen Sie uns ein ander Mal von ihm sprechen. Ich eile zum Prinzen... und hole Sie dann mit Frau von Morinval zur Spazierfahrt auf den elysäischen Feldern ab.

Und Graf von Montbron eilte davon, so fröhlich als er traurig und trostlos gekommen war.

---

# Zehntes Kapitel.

## Die elysäischen Felder.




Ungefähr zwei Stunden nach dem Gespräche Rodin's mit Fräulein von Cardoville sehen sich viele Spaziergänger, die das Angenehme eines schönen Frühlingstages — es war in den letzten Tagen des Märzmonats — hinaus auf die elysäischen Felder gelockt hatte, veranlaßt, stehen zu bleiben, um einen reizenden Wagen mit Pferden zu bewundern.

Man denke sich eine azurblaue Kalesche, deren Grundfarbe durch Weiß noch gehoben wird, gezogen von vier stolzen Goldbraunen mit schwarzen Mähnen, deren Geschirr von Silberverzierungen glänzte; zwei kleine Vorreiter von ganz gleichem Wuchse, in schwarzen Sammetjacken, hellblauen Kasimirwesten mit weißen Kragen, in Lederhosen und Stulpstiefeln führten die Zügel: zwei gepuderte Bediente, in hellblauer Livree mit weißen Aufschlägen und Kragen, saßen hinten auf.

Etwas Besseres, etwas Schöneres von Gespann konnte man unmöglich sehen; voll Race, Kraft und Feuer hielten die Pferde, unter der geschickten Leitung der Vorreiter, ganz gleichen Schritt; sie bäumten sich mit Grazie, bissen auf ihren Zügel, daß ihn der Schaum bedeckte und wiegten von Zeit zu Zeit ihre Kokarden von blauer und weißer Seide mit flatternden Bändern, in deren Mitte eine schöne Rose befestigt war.

Ein Reiter, elegant einfach gekleidet, ritt auf der andern Seite des Weges nebenher und betrachtete mit einer Art von stolzem Wohlgefallen dieses Gespann, dessen Schöpfer er so zu sagen war; es war Herr von Bonneville, der Stallmeister Adrienne's, wie ihn Herr von Montbron nannte, denn diese Equipage war eben die des jungen Mädchens.

Im Programme des verhängnißvollen Tages hatte eine Aenderung stattgefunden.

Herr von Montbron hatte das Billet des Fräulein von Cardoville Djalma nicht zustellen können, indem der Prinz schon früh mit Marschall Simon auf's Land verreist sei, wie ihm Faringhea berichtet hatte; er würde aber zu Abend wieder da sein und bei seiner Ankunft den Brief erhalten.

Vollkommen über Djalma beruhigt, da sie wußte, daß Djalma einige Zeilen vorfinden werde, die ihm das Glück, welches ihn erwartete, wenigstens ahnen, aber nicht vollständig wissen ließen, hatte Adrienne dem Rathe des Herrn von Montbron Folge geleistet und war in ihrem Wagen spazieren gefahren, um vor den Augen der Welt zu beweisen, daß sie, trotz der treulosen Gerüchte, welche von Frau von Saint Dizier ausgesprengt worden waren, entschlossen sei, nichts in ihrem Entschlusse zu ändern, allein zu leben und ihr eignes Haus zu halten.

Adrienne trug einen kleinen weißen Hut mit einem Halbschleier von Blonden, unter dem ihr rosiges Gesicht und ihre goldigen Haare hervorsahen; ihr Kleid von dunkelrothem Sammet verschwand fast unter einem großen Cachemirshawl von grüner Farbe. Die junge Marquise von Morinval, auch sehr schön, sehr elegant, saß ihr zur Rechten, während Herr von Montbron ihnen gegenüber den Rücksitz der Kalesche einnahm.

Wer die pariser Welt kennt oder vielmehr jenen unbegreiflichen Theil der pariser Welt, der während einer bis zwei Stunden an jedem Tage, wenn die Sonne scheint, die elysäischen Felder besucht, um zu sehen und gesehen zu werden, wird begreifen, daß die Gegenwart des Fräulein von Cardoville auf dieser Promenade für ein außerordentliches Ereigniß, für etwas Unerhörtes gelten mußte.

Das, was man die Welt nennt, glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als dieses junge achtzehnjährige Mädchen, die über Millionen verfügte, dem höchsten Stande angehörig, sich auf diese Weise sehen ließ, um in ihrer Equipage sitzend vor Aller Augen zu beweisen, daß sie in der That ganz frei und unabhängig sei, ganz gegen allen Gebrauch, gegen alle Gewohnheit. Diese Art Unabhängigkeit erschien als höchst seltsam, und man wunderte sich beinahe, daß die Haltung des jungen Mädchens, die voller Anmuth und Würde war, die Verleumdungen, welche Frau von Saint Dizier nebst ihren Freunden verbreitet hatte, in Betreff des angeblichen Wahnsinns ihrer Nichte, so vollständig Lügen strafte.

Mehrere Stutzer benutzten ihre Bekanntschaft mit der Marquise von Morinval oder Herrn von Montbron und grüßten einer nach dem andern, gingen einige Minuten, mit den Pferden Schritt haltend, neben der Kalesche her, um nur Gelegenheit zu haben, Fräulein von Cardoville zu sehen, zu bewundern und vielleicht sprechen zu hören; alle ihre Wünsche wurden vollständig erfüllt, indem diese mit ihrer gewöhnlichen Anmuth, ihrem Witze sich unterhielt; sie wurden höchlich von Bewunderung und Begeisterung für sie ergriffen; was sie früher fast für sinnlosen Eigensinn gehalten hatten, gewann das Ansehen einer liebenswürdigen Eigenheit, und es lag nur an Fräulein von Cardoville, daß man sie nicht seit diesem Tage zur Königin der Eleganz und der Mode ausrief.

Das junge Mädchen wußte recht gut, welchen Eindruck sie hervorbrachte; sie freute sich darüber und war stolz darauf, indem sie an Djalma dachte; als sie ihn vollends mit diesen Modemännern verglich, wurde ihr Glück noch vollständiger.

Und in Wahrheit waren auch jene jungen Männer, von denen der größte Theil Paris nie verlassen oder die sich höchstens

bis Neapel oder Baden verirrt hatten, neben Djalma, der in seinen Jahren schon so oft Sieger gewesen war, und der in blutigen Kriegen gekämpft hatte, dessen Muth und heldenhafte Großmuth von Reisenden mit Bewunderung bis nach Paris gepriesen wurde, nur Wachsfiguren. Und konnte man auch die feinsten Herren, mit ihren kleinen Hüten, ihren feindurchnähten Ueberröcken, ihren hohen Halsbinden, mit dem indischen Prinzen nur in Vergleich stellen, dessen graziöse und männliche Schönheit noch durch den Glanz einer ebenso reichen als malerischen Kleidung erhöht wurde?

An diesem Tage war für Adrienne Alles Glück, Freude und Liebe: die Sonne an dem durchsichtigreinen Himmel vergoldete mit ihren Strahlen die Umgegend; die Luft war lauwarm; die Karossen kreuzten sich in allen Richtungen, die Pferde der Reiter kamen und gingen im Flug oder tanzend; ein leichter Windstoß spielte mit den Schärpen der Frauen, den Federn an ihren Hüten; überall war Geräusch, Bewegung und Glanz.

Adrienne machte sich ein Vergnügen daraus, in ihrem Wagen zurückgelehnt, diesen Strudel, der mit allem pariser Luxus schimmerte, an sich vorüber wirbeln zu sehen; aber mitten in diesem glänzenden Chaos erschien ihrer Phantasie Djalma's melancholische und traurige Gestalt. Da fällt ihr etwas in den Schooß ... sie schrickt zusammen.

Es war ein schon etwas welkes Veilchensträußchen.

In demselben Augenblicke hörte sie die Stimme eines Kindes, welches, neben dem Wagen herlaufend, rief:

— Um Gottes willen ... meine gute Dame ... einen Sous.

Adrienne sah auf und erblickte ein kleines, blasses und armes Mädchen von sanfter und trauriger Gestalt, nur mit einigen Lumpen bekleidet. Mit flehendem Blicke hielt sie ihre Hand hin.

Obgleich nun dieser so auffallende Gegensatz des größten Elends mitten unter dem höchsten Prachtaufwand so gewöhnlich war, daß er kaum auffiel, fühlte ihn doch Adrienne doppelt. Sie dachte dabei an die Mayeux, die vielleicht gerade ein Opfer des schrecklichsten Elendes war.

— Es soll wenigstens — dachte das junge Mädchen bei

sich — der heutige Tag nicht für mich allein ein Tag des glänzenden Glückes sein.

Sie bog sich zum Wagen hinaus und fragte die Kleine:

— Lebt Deine Mutter noch, mein Kind?

— Nein, Madame, ich habe weder Vater noch Mutter mehr.

— Wer sorgt denn für Dich?

— Niemand, Madame... Man läßt mich Sträußer verkaufen, wofür ich Sous heimbringen muß... Bringe ich keine... bekomme ich Schläge.

— Arme Kleine!

— Einen Sous... gute Dame, um Gotteswillen einen Sous, — bat das Kind, neben dem im Schritt fahrenden Wagen einher laufend.

— Lieber Graf, — sagte Adrienne lächelnd zu Herrn von Montbron, — Sie haben schon mehr als einer Entführung beigewohnt... Beugen Sie sich doch zum Schlage hinaus, heben Sie das Mädchen schnell herein... wir wollen sie zwischen mir und Madame Morinval verstecken... dann nach Hause fahren, ohne daß Jemand unsern kühnen Raub bemerkt haben wird.

— Wie? — fragte der Graf erstaunt, — Sie wollten...

— Ja, ich bitte Sie darum.

— Welcher tolle Einfall!

— Gestern noch konnten Sie wohl diesen Einfall toll nennen, aber heute, — Adrienne betonte diese Worte und erinnerte den Herrn von Montbron mit einem Blicke an ihr Einverständniß, — heute müssen Sie zugeben... daß ich mit Hast eine Pflicht erfülle.

— Ja, ich verstehe, Sie edles, wohlthätiges Herz, — sagte der Graf bewegt, während Frau von Morinval, die von der Liebe des Fräulein von Cardoville zu Djalma noch gar nichts wußte, den Graf und das junge Mädchen verwundert und fragend ansah.

Herr von Montbron beugte sich jetzt zum Kutschenschlag hinaus und streckte dem Kinde beide Hände entgegen, indem er zu ihm sagte:

— Gieb mir Deine Hände, Kleine.

Obwohl erstaunt, gehorchte das Kind mechanisch und hielt

seine Aermchen hin; der Graf erfaßte ihre Händchen und hob sie



sehr geschickt um so leichter in den Wagen hinein, da dieser niedrig gebaut war und, wie wir schon sagten, im Schritt fuhr.

Mehr verdutzt als erschrocken gab das Kind keinen Laut von sich. Adrienne und Frau von Morinval rückten etwas auseinander, und nahmen die Kleine zwischen sich, die sogleich unter den großen Shawls der beiden jungen Damen verschwand.

Alles das ging so schnell vor sich, daß höchstens einige Personen, die in den Nebenalleen spazierten, diesen Raub bemerkten.

— Jetzt, lieber Graf, — sagte Adrienne freudestrahlend, — wollen wir schnell unsere Beute in Sicherheit bringen.

Herr von Montbron erhob sich etwas von seinem Sitze und sagte zu den Vorreitern:

— Nach Haus!

Und sogleich setzten sich die Pferde in raschen und gleichmäßigen Trab.

— Es kommt mir vor, als ob von jetzt an dieser Glückstag geheiligt und mein Aufwand entschuldigt ist, — dachte Adrienne, — bis daß ich die arme Mayeux wieder finde; — von heute an will ich Alles aufwenden, um sie zu finden, jetzt soll ihr Platz wenigstens nicht leer bleiben.

Es giebt oft merkwürdige Zufälle...

Gerade als Adriennen der gute Gedanke hinsichtlich der Mayeux beikam, gerieth in einer Nebenallee die Menge in eine ungewöhnliche Bewegung; die Vorübergehenden stellten sich in Haufen zusammen, und bald kamen noch mehr herzugelaufen, um diesen Trupp zu vergrößern.

— Sehen Sie doch, Onkel, — sagte Frau von Morinval, — wie dort die Menge zusammenströmt. Was mag das bedeuten? Wenn wir anhalten ließen, könnten wir uns nach der Ursache dieses Zusammenlaufes erkundigen.

— Meine Beste, es thut mir leid, daß Ihre Neugier sich nicht wird befriedigen lassen, — war des Grafen Antwort, indem er nach der Uhr sah; — es schlägt bald sechs Uhr; die Vorstellung der wilden Thiere beginnt um acht Uhr; die Zeit reicht gerade noch hin, um nach Haus zu kommen und zu Mittag zu essen. Ist es Ihnen so recht, liebes Kind? — fragte er Adrienne.

— Ist's Ihnen recht, Julie? — fragte Fräulein von Cardoville die Marquise.

— Ja wohl! — antwortete die junge Frau.

— Ich weiß Ihnen um so mehr Dank für diese Zeitersparniß, — fuhr der Graf fort, — weil ich dann, wenn ich Sie nach der Porte Saint Martin begleitet haben werde, noch auf eine halbe Stunde in die Gesellschaft muß, wo ich für Lord Campbell, den ich dort eingeführt, zu stimmen habe.

— Wir gehen also allein in die Vorstellung, lieber Onkel?

— Ihr Gatte, denke ich, wird mitgehen.

— Sie haben Recht, Onkel; bleiben Sie nur nicht zu lange aus.

— Rechnen Sie darauf, denn ich bin wenigstens ebenso neugierig wie Sie, diese wilden Bestien und den berühmten Morok, den unvergleichlichen Thierbändiger, zu sehen.

Einige Minuten später hatte der Wagen des Fräulein von Cardoville die elysäischen Felder hinter sich, und näherte sich, das kleine Mädchen mit sich führend, der Rue d'Anjou.

Eben als die prächtige Karosse verschwand, wuchs der erwähnte Auflauf noch mehr an; die dichte Menge drängte sich um einen der großen Bäume in den elysäischen Feldern zusammen. Hier und da ließ sich in dem Gewühl ein Ausruf des Mitleids hören.

Ein Spaziergänger näherte sich einem jungen Manne, der in der äußersten Reihe des Haufens stand und sagte:

— Was giebt es denn hier?

— Es soll ein ärmliches... junges, buckliges Mädchen vor Erschöpfung niedergesunken sein...

— Eine Bucklige?... ach wie Schade!... Es giebt noch Bucklige genug... — sagte der Spaziergänger grob, indem er ein rohes Gelächter ausstieß...

— Bucklig oder nicht bucklig... wenn sie vor Hunger stirbt... — antwortete ihm der junge Mann, der seine Entrüstung kaum zurückhalten konnte, — so ist das etwas sehr Trauriges und dabei giebt es nichts zu Lachen, mein Herr!

— Bah! vor Hunger sterben, — sagte der Spaziergänger,

indem er mit den Achseln zuckte. — Nur die Kanaille stirbt vor Hunger, weil sie nicht arbeiten will . . . und das ist ganz recht.

— Und ich, ich wette, mein Herr, daß es einen Tod gilt, an dem Sie gewiß nicht sterben werden, Sie! — rief der junge Mann, den der grausame Uebermuth des Spaziergängers beleidigt.

— Was wollen Sie damit sagen? — erwiederte der Spaziergänger mit vornehmem Tone.

— Ich will damit sagen, mein Herr, am gebrochenen Herzen werden Sie gewiß nicht sterben.

— Mein Herr! — rief der Spaziergänger wild.

— Ei was! Was wollen Sie? Mein Herr! — fuhr der junge Mann fort, indem er seinen Widersacher in's Gesicht sah.

— Nichts . . . sagte der Spaziergänger, drehte sich trotzig auf dem Absatz herum und ging vor sich hin brummend auf ein orangefarbnes Kabriolet zu, an dessen Kutschenschlag ein großes Wappen mit einer Baronenkrone gemalt war. Ein lächerlich mit Tressen besetzter Diener, in Grün mit Gold gekleidet und mit einem ungeheuren Fischbeindegen versehen, der ihm an die Waden schlug, stand neben dem Pferde, ohne daß er seinen Herrn bemerke.

— Du Vieh, läßt Dir wohl gebratene Tauben in's Maul fliegen? — sagte der Spaziergänger zu ihm, indem er ihn mit dem Ende seines Stockes stieß.

Bestürzt drehte sich der Diener um.

— Mein Herr . . . ich . . .

— Du wirst doch nie Herr Baron sagen lernen, Du Tölpel! — schrie der Spaziergänger erboßt. — Vorwärts, mache den Kutschenschlag auf.

Der Spaziergänger war Herr Tripeaud, industrieller Baron und Wucherer. Die arme Bucklige war Niemand anders als die Mayeux, die nach den Entbehrungen, die ihr das Elend aufgelegt hatte, vor Erschöpfung niedergesunken war, als sie eben zu Fräulein von Cardoville gehen wollte.

Das unglückliche Wesen hatte den Muth in sich gefunden,

der Schande und den bösen Spöttereien, die ihr, wie sie glaubte, in jenem Hause, aus welchem sie freiwillig entflohen war, bevorstanden, zu trotzen; dieses Mal handelte es sich nicht um sie, sondern um ihre Schwester Cephyse... die Königin Bacchanal, die den Tag vorher wieder nach Paris gekommen war, und welche die Mayeux durch Adrienne aus ihrer schrecklichen Lage erretten wollte.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Zwei Stunden nach diesen verschiedenen Ereignissen drängte sich eine zahllose Menge am Eingang der Porte Saint Martin, um die Kunstleistungen Morok's zu sehen, der mit dem berühmten schwarzen Panther aus Java, genannt der Tod, kämpfen wollte.

Bald nachher stiegen auch Herr und Frau von Morinval nebst Fräulein von Cardoville am Eingange des Theaters ab, wo sie der Graf von Montbron, der unterwegs ausgestiegen war, um in die Gesellschaft zu gehen, wieder treffen wollte.

---

# Eilftes Kapitel.

## Hinter den Coulissen.




Der ungeheure Saal des Theaters an der Porte St. Martin war von einer ungeduldigen Menge angefüllt.

Wie es Herr von Montbron Fräulein von Cardoville vorausgesagt hatte, drängte sich ganz Paris mit lebhafter, eifriger Neugierde zu den Vorstellungen Morok's; wir brauchen nicht zu sagen, daß der Thierbändiger den kleinen Handel mit frommem Kram, den er in der Herberge zum weißen Falken so erfolgreich trieb, aufgegeben hatte; eben so war es mit den großen Aushängebildern, auf welchen die überraschenden Wirkungen der plötzlichen Bekehrung Morok's mit so seltsamer Malerei dargestellt waren: diese veralteten Kunstgriffe hätten in Paris keinen Effect gemacht.

Morok hatte sich in einer von den Schauspielerlogen, die man ihm gegeben, eben angekleidet; über seinem Panzerhemd,

seinen Bein- und Armschienen trug er einen weiten rothen Pantalon, welchen Ringe von vergoldetem Kupfer um seine Knöchel befestigten. Sein langer, schwarzrothgolden gemusterter Kaftan wurde um seine Taille und an den Handgelenken von anderen breiten Ringen von vergoldetem Metall befestigt. Diese düstere Kleidung gab dem Thierbändiger ein noch unheimlicheres Ansehen. Sein dichter und gelblicher Bart fiel in großen Wogen über seine Brust herab und um seine rothe Mütze wand er ernsthaft ein langes Stück weißen Mousselins. Als frommer Prophet in Deutschland, als Komödiant in Paris, wußte Morok, gleich seinen Beschützern, sich ganz und gar den Umständen anzuschmiegen.

In einem Winkel der Loge saß Jacques Rennepont, Couche-Tout-Nu genannt, und betrachtete ihn mit einer Art stierer Bewunderung. Seit dem Tage, wo die Feuersbrunst die Fabrik des Herrn Hardy zerstört, hatte Jacques Morok nicht verlassen und brachte Nachts in Saufgelagen zu, deren verhängnißvollem Einflusse die eiserne Natur des Thierbändigers trotzte. Die Züge Jacques' indessen begannen schon sich sehr zu verändern. Seine hohlen Wangen, seine marmorartige Blässe, sein bald stumpfer, bald in unheimlichem Feuer glühender Blick verriethen die Zerstörung der Schwelgerei, eine Art bitteren sardonischen Lächelns umzuckte fast fortwährend seine vertrockneten Lippen. Sein sonst so lebhafter und lustiger Sinn kämpfte noch etwas mit der schweren Dumpfheit einer fast fortwährenden Trunkenheit. Der Arbeit entwöhnt, konnte er rohe Vergnügungen nicht mehr entbehren, und suchte den Rest von Anständigkeit, der sich in ihm empörte, im Weine zu ersäufen.

So war denn Jacques dahin gekommen, ohne Scham das reichliche Almosen verdummender Sinnlichkeiten anzunehmen, welches ihm Morok gab, indem er die ziemlich bedeutenden Kosten ihrer Schwelgereien bezahlte, aber ihm kein Geld gab, um ihn stets in Abhängigkeit zu erhalten.

Nachdem er einige Zeit Morok erstaunt betrachtet, sagte Jacques zu ihm:

— Es mag drum sein, ein prächtiges Gewerbe hast Du — sie duzten sich jetzt; — Du kannst Dich rühmen, daß es zur Zeit

nicht zwei Menschen auf der ganzen Welt giebt wie Du; ... und das ist schmeichelhaft... Nur Schade, daß Du Dich nicht mit diesem schönen Gewerbe begnügst.

— Was meinst Du?

— Nun diese Verschwörung, auf deren Kosten Du mich alle Tage und Nächte zechen läßt.

— O, die gährt schon; aber der Augenblick ist noch nicht gekommen, deshalb will ich Dich immer bei der Hand haben, bis zum großen Tage. Beklagst Du Dich?

— Nein zum Teufel, — sagte Jacques, — was sollte ich denn machen? Vom Branntwein verderbt, wie ich es schon bin, würde ich, selbst beim besten Willen zur Arbeit, nicht mehr die Kraft dazu haben; ... ich habe nicht, wie Du, einen Kopf von Marmor und einen Körper von Eisen; ... aber mich mit Pulverdampf trunken zu machen, statt sonst mit etwas Anderem, das ist mir ganz recht, nur dazu bin ich noch gut; ... und dann verhindert es mich am Denken.

— Warum denken?

— Du weißt wohl, daß, wenn ich denke, ich nur an Eines denke ... — sagte Jacques mit düsterer Miene.

— Aha, noch die Königin Bacchanal, — sagte Morok verächtlich.

— Immer noch ein wenig; wenn ich gar nicht mehr an sie denke, bin ich entweder todt oder ganz und gar zum Vieh geworden... Verflucht!

— Du hast Dich ja niemals besser befunden... und niemals mehr Geist gezeigt... Du Narr, — antwortete Morok, indem er seinen Turban fest machte.

Die Unterredung wurde unterbrochen.

Goliath trat hastig in die Loge ein.

Der riesenhafte Wuchs dieses Kolosses hatte noch an Umfang gewonnen, er war als Herkules gekleidet: seine ungeheuern Glieder, bei denen man die Adern wie einen Daumen dick sah, quollen unter einem fleischfarbigen Tricot hervor, zu dem er eine rothe Hose trug.

— Was kommst Du hier wie der Sturm herein? — sagte Morok.

— O, im Saale ist ein größerer Sturm, sie fangen an ungeduldig zu werden und schreien wie Besessene; aber wenn es nur Das wäre...

— Was giebt es denn noch?

— Der Tod wird heute Abend nicht spielen können...

Morok kehrte sich schnell und fast voller Unruhe um.

— Und weshalb nicht? — rief er aus.

— Ich habe ihn eben gesehen; — er hält sich in seinem Käfig niedergekauert... seine Ohren liegen ganz am Kopfe, daß es aussieht, als wären sie ihm abgeschnitten... Sie wissen, was das zu bedeuten hat.

— Ist es weiter nichts? — sagte Morok, indem er sich nach dem Spiegel wandte, um seinen Kopfputz zu vollenden.

— Ich denke, das ist genug, weil er in seiner wüthenden Stimmung ist. Seit jener Nacht, wo er in Deutschland das alte Pferd zerrissen, habe ich ihn nicht mit so wilder Miene gesehen; seine Augen leuchten wie zwei Kerzen.

— Dann wird man ihm seinen schönen Kragen anziehen, — sagte Morok einfach.

— Seinen schönen Kragen?

— Ja, sein Halsband mit Druckfedern.

— Und dann muß ich wohl die Kammerfrau dabei sein, — sagte der Riese, — das ist eine hübsche Toilette.

— Schweig!

— Das ist noch nicht Alles, — versetzte Goliath mit verlegener Miene.

— Was noch?

— Ja den Teufel möcht' ich Ihnen das gleich sagen!

— Wirst Du sprechen?

— Nun gut,... Er ist hier.

— Wer denn, dummes Thier?

— Der Engländer.

Morok bebte, die Arme sanken ihm am Körper herab,

Jacques wurde bestürzt über die Blässe und die verzerrten Mienen des Thierbändigers.

— Der Engländer? ... Du hast ihn gesehen? — rief Morok, indem er sich an Goliath wandte. — Bist Du dessen gewiß?

— Sehr gewiß. Ich sah durch das Loch im Vorhang und bemerkte ihn in einer kleinen Loge, die nahe an der Bühne sich befindet; er will die Sache nahebei sehen; ... er ist ja leicht zu erkennen an seiner spitzen Stirn, seiner großen Nase und seinen runden Augen.

Morok bebte immer noch.

Dieser Mann, der gewöhnlich eine so wilde Gleichgültigkeit an den Tag legte, schien immer verwirrter zu werden und so erschreckt, daß Jacques zu ihm sagte:

— Was ist denn das für ein Engländer?

— Er folgt mir seit Straßburg, wo er mich getroffen hat; — er reist in kleinen Tagemärschen, mit seinen Pferden, wie ich, und hält an, wo ich anhalte, um niemals eine meiner Vorstellungen zu versäumen, — antwortete Morok, ohne seine Niedergeschlagenheit verbergen zu können. — Aber zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris hatte er mich verlassen und ich glaubte mich schon von ihm befreit, — fügte Morok seufzend hinzu.

— Befreit! — versetzte Jacques verwundert; — mit welchem Tone Du das sagst. Ein so guter Kunde, ein so vortrefflicher Bewunderer!

— Ja, — sagte Morok immer düsterer und niedergeschlagener, — dieser Elende hat eine ungeheure Summe gewettet, daß ich in seiner Gegenwart bei einer meiner Vorstellungen von den Thieren zerrissen werden würde; ... er hofft seine Wette zu gewinnen und deshalb verläßt er mich nicht.

Couche-Tout-Nu fand die Idee des Engländers so außerordentlich ergötzlich, daß er zum ersten Male seit langer Zeit in ein lautes und herzliches Gelächter ausbrach.

Morok wurde blaß vor Wuth und stürzte mit so drohender Miene auf ihn zu, daß Goliath genöthigt war, sich dazwischen zu legen.

— Nun, nun, — sagte Jacques, — erzürne Dich nur nicht; da die Sache ernsthaft ist, so will ich nicht mehr lachen.

Morok beruhigte sich und sagte mit dumpfer Stimme zu Jacques:

— Hältst Du mich für feige?

— Nein, wahrhaftig nicht.

— Nun siehst Du und doch flößt mir dieser Engländer mit seinem merkwürdigen Gesichte mehr Furcht ein, als mein Tiger oder mein Panther.

— Weil Du es mir sagst, so muß ich es glauben, — sagte Jacques, — aber ich begreife nicht, in wiefern Dich die Gegenwart dieses Menschen erschreckt.

— Aber, jämmerlicher Kerl, so denke doch daran, — rief Morok aus, — daß ich genöthigt bin, unaufhörlich die geringste Bewegung des wilden Thieres zu beobachten, welches ich durch Geberde und durch meinen Blick bändige, und es liegt etwas Fürchterliches für mich darin, zu wissen, daß zwei Augen fortwährend da sind und auf mich geheftet, ... die nur darauf warten, daß mich die geringste Zerstreuung den Zähnen der Thiere überliefere.

— Jetzt verstehe ich wohl, — versetzte Jacques und bebte auch seinerseits. — Allerdings muß das Furcht erregen.

— Ja, und ist er einmal da, so brauche ich diesen unseligen Engländer nicht einmal anzusehen, er steht mir doch immer vor den Blicken, mit seinen großen, starren, weit offenen Augen. Mein Tiger Kain war einmal schon nahe daran, mir den Arm zu zerreißen ... weil dieser Engländer, den die Hölle verschlingen möge, meine Aufmerksamkeit ablenkte! ... Zum Henker, — rief Morok, — dieser Mensch wird mein Verderben sein.

Und Morok ging bewegt in der Loge auf und ab.

— Ohne daran zu denken, daß der Tod heute Abend die Ohren ganz an den Kopf legt, — versetzte Goliath brutal, — wenn Sie darauf versessen sind, so sage ich Ihnen vorher, ... der Engländer gewinnt heute Abend seine Wette.

— Marsch hinaus mit Dir, Hund, ... mach' mir den Kopf

nicht warm mit Deinen Unglücksprophezeihungen. Geh und mach' das Halsband für den Tod zurecht.



— Nun, Jeder hat seinen Geschmack... Sie wollen, daß der Panther heute von Ihnen kostet, — sagte der Riese, indem er nach diesem Spaß schwerfällig hinausging.

— Aber da Du nun diese Befürchtungen hast, warum kündigst Du denn nicht an, daß der Panther krank geworden ist?

Morok zuckte die Achseln und antwortete mit einer Art wilder Aufregung:

— Hast Du von dem herben Vergnügen des Spielers gehört, der seine Ehre, sein Leben auf eine Karte setzt? Nun gut, siehst Du, bei diesen täglichen Uebungen, bei denen mein Leben auf dem Spiele steht, empfinde auch ich ein wildes und schauerliches Vergnügen daran, vor einer schaudernden, über meine Verwegenheit erschreckten Menge dem Tode zu trotzen... und endlich sogar in dem Schrecken selbst, den mir der Engländer einflößt, finde ich wider Willen einen gewissen furchtbaren Reiz, vor dem ich zurückschrecke und dem ich mich doch nicht entziehen kann.

Der Regisseur trat in die Loge des Thierbändigers und unterbrach ihn.

— Kann man dreimal klopfen, Herr Morok? — sagte er zu ihm. — Die Ouvertüre wird nur zehn Minuten dauern.

— Klopfen Sie! — sagte Morok.

— Der Herr Polizeicommissär hat eben auf's Neue die doppelte eiserne Kette geprüft, welche für den Panther bestimmt und auch an dem Pfahle, der an dem Boden des Theaters liegt, vorn in der Höhle, angeschmiedet ist, — fügte der Regisseur hinzu. — Alles ist von sehr beruhigender Festigkeit befunden worden.

— Ja, beruhigend... nur für mich nicht... — murmelte der Thierbändiger zwischen den Zähnen.

— Also, Herr Morok, kann man klopfen?

— Man kann klopfen! — antwortete Morok.

Und der Regisseur ging hinaus.

## Zwölftes Kapitel.

### Das Aufziehen des Vorhanges.



Die drei gewöhnlichen Schläge erschallten feierlich hinter dem Vorhange, die Ouvertüre begann und wurde, wie wir gestehen müssen, nicht sehr aufmerksam angehört.

Das Innere des Saales bot einen sehr belebten Anblick dar. Mit Ausnahme zweier Prosceniumslogen zur Rechten und Linken des Zuschauers waren alle Plätze besetzt.

Eine große Anzahl sehr eleganter Damen, welche, wie immer, durch die wilde Seltsamkeit des Schauspiels angezogen waren, füllten die Logen. In den Rängen drängten sich die meisten der jungen Leute, welche am Morgen in den elysäischen Feldern zu Pferde sich gezeigt hatten.

Einige Worte, welche von einer Loge in die andere gesprochen wurden, werden uns einen Begriff von ihrer Unterhaltung geben.

— Wissen Sie wohl, mein Lieber, daß nicht ein so großes Publikum und ein so voller Saal da sein würde, wenn Athalie gegeben würde?

— Gewiß, was ist auch das armselige Heulen eines Schauspielers gegen das Gebrüll eines Löwen?...

— Ich begreife nicht, daß man diesem Morok erlaubt, seinen Panther in einer Ecke des Theaters an einer Kette mit einem eisernen Ringe fest zu machen. Wenn die Kette nun risse!

— Bei Gelegenheit von zerrissenen Ketten:... seht nur mal dort Frau von Blainville, die keine Tigerin ist... sehen Sie sie dort, im zweiten Range.

— Es steht ihr sehr gut, daß sie, wie Sie sagen, die eheliche Kette zerrissen hat. Sie ist in diesem Jahre sehr bei Schönheit.

— Ah, da ist die schöne Herzogin von St. Brix!... Mein Gott, es ist ja heute Alles hier, was zur Eleganz gehört, von uns gar nicht einmal zu sprechen.

— Es ist ein wahrer Saal wie bei den Italienern... welches freudige und festliche Ansehen!

— Nun, im Grunde thut man wohl, sich zu vergnügen, es währt doch nicht mehr lange.

— Warum denn?

— Wenn nun die Cholera nach Paris kommt!

— Ach was!... Glauben Sie denn an die Cholera?

— Meiner Treu, sie kommt aus dem Norden her und wandert mit dem Stock in der Hand.

— Hol' sie der Teufel unterweges, damit wir hier ihr grünes Gesicht nicht sehen.

— Man sagt, sie soll in London sein.

— So wünsche ich ihr glückliche Reise.

— Ich meines Theils spreche lieber von etwas Anderem, es mag das eine Schwäche sein, wenn Sie wollen, aber ich finde den Gegenstand traurig.

— Das glaube ich wohl.

— O, meine Herren... ich täusche mich nicht... nein, wahrhaftig, sie ist es...

— Wer denn?

— Fräulein von Cardoville. Eben tritt sie mit Morinval und seiner Frau in die Prosceniumsloge. Das ist ja eine vollständige Auferstehung: heute Morgen auf den elysäischen Feldern und heute Abend hier!

— Meiner Treu, es ist wahr, es ist Fräulein von Cardoville. Mein Gott, wie schön sie ist!

— Leihen Sie mir Ihre Lorgnette.

— Nun, was meinen Sie?

— Reizend . . . blendend!

— Und bei dieser Schönheit, geistreich wie ein Teufel, achtzehn Jahre, dreimalhunderttausend Livres Renten, eine hohe Geburt . . . und frei wie die Luft.

— Ja, so daß man sagen kann, wenn es ihr gefällt, könnte ich morgen . . . oder selbst heute noch der glücklichste Mensch sein.

— Es macht einen ganz toll und rasend.

— Man versichert, daß ihr Hôtel in der Rue d'Anjou ganz mährchenhaft ist. Man spricht von einem Badezimmer und einem Schlafgemach, die Tausend und einer Nacht würdig sind.

— Und frei wie die Luft . . . darauf komme ich immer wieder zurück . . .

— O, wenn ich an ihrer Stelle wäre . . .

— Ich würde erschrecklich leichtfertig sein.

— O, meine Herren, wie glücklich wird der Sterbliche sein, der von ihr zuerst geliebt wird.

— Sie glauben also, daß sie deren Mehrere lieben wird?

— Da sie frei wie die Luft ist . . .

— Jetzt sind alle Logen voll, mit Ausnahme der Prosceniumsloge, welche der des Fräulein von Cardoville gegenüber ist.

— Haben Sie wohl vorn die englische Gesandtin gesehen?

— Und die Prinzessin von Alvimar? . . . welchen riesigen Strauß hat sie.

— Ich möchte wohl den Namen wissen . . . von diesem Strauße . . .

— Nun, ist's nicht Germigny?

— Wie schmeichelhaft es für die Löwen und Tiger sein muß, so gute Gesellschaft herbeizuziehen.

— Bemerken Sie wohl, wie alle diese feinen Damen Fräulein von Cardoville lorgnettiren? . . .

— Sie macht Aufsehen . . .

— Sie hat ganz Recht, daß sie sich zeigt . . . man ließ sie für wahnsinnig gelten.

— O, meine Herren, sehen Sie nur dort, das gute . . . das vortreffliche Gesicht!

— Wo denn, wo denn?

— Dort in der kleinen Loge, unter der des Fräulein von Cardoville.

— Das ist ein nürnberger Nußknacker . . .

— Ein Mann von Holz . . .

— Wie starre, runde Augen er hat!

— Und diese Nase . . .

— Diese Stirn . . .

— Es ist eine wahre Vogelscheuche.

— Still, meine Herren, der Vorhang geht auf.

In der That wurde der Vorhang aufgezogen.

Zum Verständniß dessen, was folgen soll, sind einige Worte der Erläuterung nöthig.

Die untere Prosceniumsloge zur Linken des Zuschauers war in zwei Logen abgetheilt: in der einen befanden sich mehrere Personen, welche von den jungen Leuten vorhin in ihren Gesprächen bezeichnet worden waren.

Die andere Abtheilung, welche dem Theater näher war, hatte der Engländer inne, dieser seltsame, unheimliche Wetter, der Morok so viel Schrecken einflößte.

Man müßte mit dem seltenen und dichterischen Genie Hoffmann's begabt sein, um diese zugleich spaßhafte und erschreckende Gesichtsbildung würdig zu schildern, wie sie sich gegen den Hintergrund der Loge abhob.

Der Engländer war etwa fünfzig Jahr alt, hatte eine vollkommen kahle, kegelförmig verlängerte Stirn; unter dieser Stirn glänzten, von seltsam gewundenen Augenbrauen umgeben, zwei

dicke, grüne Augen, die merkwürdig rund und starr waren und sehr dicht an einer hervorstehenden krummen, sehr dünnen Nase sich befanden; ein sogenanntes Nußknackerkinn verschwand halb in einer hohen und weiten Halsbinde von weißem Battist, die eben so sehr gestärkt war, als der runde Halskragen, welcher fast bis an's Ohrläppchen ging. Die Farbe dieses höchst knochigen und mageren Gesichts war indessen sehr belebt, fast purpurn, wodurch der grüne Glanz des Auges und die Weiße des Augapfels um so mehr gehoben wurden. Der sehr große Mund summte leise die Melodie eines schottischen Gig, — und zwar immer dieselbe Melodie, — bald zog er sich an den Winkeln in die Höhe und wurde von sardonischem Lächeln verzerrt.

Der Engländer war übrigens höchst gewählt gekleidet; sein blauer Rock mit Metallknöpfen ließ eine Piquéweste von eben so tadelloser Weiße sehen wie die Cravatte; zwei köstliche Rubine bildeten die Hemdknöpfe und er legte auf die Brüstung seiner Loge ganz aristokratische Hände, die sorgsam mit Glacéhandschuhen bekleidet waren.

Wenn man den seltsamen und grausamen Wunsch kannte, welcher diesen Wettenden zu allen diesen Vorstellungen führte, wurde sein seltsames Gesicht, anstatt zum Lachen zu reizen, fast entsetzlich; man begriff dann die Art furchtbaren Alps, mit welcher diese Erscheinung auf Morok lastete, wenn diese beiden hervorquellenden, starren Augen geduldig mit unerbittlichem Vertrauen den Tod des Thierbändigers, und noch dazu einen so furchtbaren Tod, zu erwarten schienen.

Ueber der dunklen Loge des Engländers befanden sich zu anmuthigem Gegensatze in der Prosceniumsloge des ersten Ranges Herr und Frau von Morinval und Fräulein von Cardoville. Die Letztere hatte auf der Seite nach dem Theater zu Platz genommen. Sie war in bloßem Haar frisirt und trug ein himmelblaues Crêpe-de-chine Kleid, welches am Mieder durch eine Broche mit schönem, orientalischem Perlgehänge, aber mit weiter Nichts geziert war; und Adrienne war schön so. In der Hand hielt sie einen großen Strauß, welcher aus den seltensten Blumen Indiens zusammengesetzt war. Die Stephanotis und Gardenia mischten ihr mattes

Weiß darin mit dem Purpur des Hibiscus und der Amarillos von Java.

Frau von Morinval, welche auf der anderen Seite der Loge saß, war gleichfalls geschmackvoll und einfach gekleidet; Herr von Morinval, ein sehr schöner, junger, blonder, sehr eleganter Mann, stand hinter den beiden Damen; Herr von Montbron mußte jeden Augenblick wiederkommen.

Erinnern wir endlich den Leser, daß zur Rechten des Zuschauers die Prosceniumsloge des ersten Ranges, welche der Adrienne's gegenüber lag, bis dahin vollkommen leer geblieben war.

Das Theater stellte einen riesigen, indischen Wald dar. Im Hintergrunde breiteten ausländische Bäume ihr Balttwerk schirmförmig auseinander oder gingen spitz, gleich Pfeilern in die Höhe. Eckige Massen steiler Felsen ließen kaum einige Streifen röthlichen Himmels sehen. Jede Coulisse bildete eine Baumgruppe, welche von Felsen unterbrochen wurde; endlich zur Linken des Zuschauers und gerade unter Adrienne's Loge sah man die unregelmäßige Oeffnung einer schwarzen, dunklen Höhle, welche unter einem Haufen von Granitblöcken, die durch einen vulkanischen Ausbruch dahin gekommen zu sein schienen, fast erdrückt wurde.

Diese Ansicht von wilder Größe und Rauhheit war ausgezeichnet gebildet und die Täuschung daher so vollständig als möglich; ein purpurner Reverber warf auf diese unheimliche Landschaft glühende, ungewisse Lichter, welche den ergreifenden und düsteren Anblick noch vermehrten.

Adrienne neigte sich ein wenig zu ihrer Loge hinaus, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihre Augen strahlten, das Herz bebte ihr und sie suchte in diesem Bilde die von jenem Reisenden geschilderte Waldeinsamkeit, in der die edle Unerschrockenheit Djalma's sich auf eine wüthende Tigerin gestürzt hatte, um einem armen, schwarzen, in eine Höhle geflüchteten Sklaven das Leben zu retten.

Und wirklich war der Zufall der Erinnerung des jungen Mädchens hier sehr behülflich. Ganz in der Betrachtung dieser Gegend verloren und mit den Gefühlen beschäftigt, welche sie in

ihrem Herzen hervorrief, dachte sie keineswegs an Das, was im Saale vorging.

Und doch begab sich in der bisher leeren, Adriennen gegenüber befindlichen Loge etwas ziemlich Seltsames.

Die Thür dieser Loge hatte sich geöffnet.

Ein ungefähr vierzig Jahr alter Mann von brauner Gesichtsfarbe war eingetreten; er war mit einem langen, indischen Kleide von Orangeseide, das mit einem grünen Gürtel befestigt war, bedeckt und trug einen kleinen, weißen Turban. Nachdem er zwei Stühle an der Brüstung der Loge zurecht gestellt und einen Augenblick nach beiden Seiten im Saale sich umgesehen, fuhr er zusammen, seine schwarzen Augen glänzten und er ging schnell wieder hinaus.

Dieser Mann war Faringhea.

Seine Erscheinung verursachte schon im Saale ein mit Neugier gemischtes Staunen, die Mehrzahl der Zuschauer hätte, nicht, wie Adrienne, tausend Gründe, sich ganz allein der Betrachtung der malerischen Bühnendekoration hinzugeben.

Die öffentliche Aufmerksamkeit mehrte sich noch, als man in die Loge, welche Faringhea eben verlassen hatte, einen jungen Mann von seltener Schönheit eintreten sah, gleichfalls in indische Tracht gekleidet, mit einem langen, weißen Cachemirkleide und wallenden Aermeln; auf dem Kopfe hatte er einen rothen, wie sein Gürtel goldgestreiften Turban und in diesem Gürtel glänzte ein langer, von Edelsteinen funkelnder Dolch.

Dieser junge Mann war Djalma.

Einen Augenblick stand er an der Thür still und warf aus dem Hintergrunde der Loge einen fast gleichgültigen Blick auf diesen großen Saal, in dem sich eine ungeheure Menge drängte; . . . bald darauf ging der Prinz mit einer Art anmuthiger und ruhiger Hoheit einige Schritte vorwärts und setzte sich dann nachlässig auf einen der beiden Stühle; dann wandte er den Kopf nach der Thür und schien sich zu wundern, eine Person nicht eintreten zu sehen, welche er wahrscheinlich erwartete.

Endlich erschien diese. Die Logenschließerin war eben damit fertig geworden, ihr den Mantel abzunehmen.

Diese Person war ein reizendes junges, blondes Mädchen, die mehr auffallend als geschmackvoll gekleidet war; sie hatte ein



weißseidenes, kirschroth gestreiftes Kleid an, welches sehr weit ausgeschnitten war und kurze Aermel hatte. Zwei große Schleifen von kirschrothem Bande befanden sich an jeder Seite ihrer blonden Haare und umschlossen das hübscheste, muthwilligste, munterste aller Schelmengesichter.

Der Leser wird wahrscheinlich Pompon-Rose erkannt haben, die lange, weiße, lächerlich mit Armbändern überladene Handschuhe trug, so indessen, daß ihre hübschen Arme nur halb verborgen wurden; in der Hand hielt sie einen großen Rosenstrauß.

Weit entfernt, den ruhigen Gang Djalma's nachzuahmen, trat Pompon-Rose hüpfend in die Loge ein, rückte lärmend die Stühle, rüttelte sich erst eine Zeitlang auf dem ihren, bevor sie sich niedersetzte, um ihr schönes Kleid auszubreiten. Darauf ließ sie, unbekümmert und ohne sich von der glänzenden Gesellschaft einschüchtern zu lassen, mit einer hübschen, verführerischen Geberde Djalma an ihrem Rosenstrauße riechen und schien dann endlich auf dem Sitze, den sie inne hatte, in's Gleichgewicht zu kommen.

Faringhea kehrte wieder zurück, machte die Loge zu und setzte sich hinter den Prinzen.

Adrienne, welche noch immer ganz in Betrachtung des indischen Waldes und in ihren süßen Erinnerungen versunken war, hatte dem Neuangekommenen noch keine Aufmerksamkeit geschenkt. Da sie den Kopf ganz nach dem Theater hinwandte und Djalma in diesem Augenblicke, so zu sagen, sie nur im verlorenen Profil sehen konnte, hatte auch er sie nicht erkannt.

---

# Dreizehntes Kapitel.

## Der Tod.



Die Art von Handlung, in welche das Gefecht Morok's mit dem schwarzen Panther eingeschoben war, hatte so wenig Bedeutung, daß der größte Theil des Publikums derselben keine Aufmerksamkeit schenkte und seine ganze Theilnahme der Scene aufsparte, in welcher der Thierbändiger erscheinen sollte.

Diese Gleichgültigkeit des Publikums erklärt die durch die Ankunft Faringhea's und Djalma's im Saale verursachte Neugierde, welche sich — wie in unsern heutigen Tagen bei der Gegenwart der Araber an einem öffentlichen Orte — durch ein leises Gemurmel und eine allgemeine Bewegung der Menge verrieth.

Das so muntere, so hübsche Aussehen Pompon-Rose's, die, trotz ihrer seltsamen und besonders in einem solchen Theater lächerlich anspruchsvollen Kleidung, trotz ihrer sehr leichten und in Bezug auf den schönen Indier, der sie begleitete, höchst vertraulichen

Geberden, doch sehr reizend war, vermehrte und erhöhte die Ueberraschung noch; denn gerade eben hatte Pompon-Rose, ausgelassen wie sie war, einer Regung verführerischer Liebelei nachgegeben und, wie wir erzählten, ihren großen Rosenstrauß dem Gesichte Djalma's genähert, um ihn daran riechen zu lassen. Aber anstatt für diese artige Herausforderung aufmerksam zu sein, blieb der Prinz beim Anblicke der Landschaft, welche ihn an sein Vaterland erinnerte, einige Minuten lang nachdenklich und heftete die Blicke auf das Theater; nun begann Pompon-Rose mit ihrem Strauße auf der Brüstung der Loge den Takt zu schlagen, während das etwas zu bewegte Wiegen ihrer hübschen Schultern ankündigte, daß diese eingefleischte Tänzerin von mehr oder minder stürmischen Tanzwendungen besessen zu werden anfing, indem sie den sehr belebten Takt hörte, in welchem gerade das Orchester spielte.

Gerade der Loge, in welcher Faringhea, Djalma und Pompon-Rose sich befanden, gegenüber sitzend, hatte Frau von Morinval bald die Ankunft dieser Personen und besonders die gefallsüchtigen Uebertreibungen Pompon-Rose's bemerkt, daher neigte sich die junge Marquise zu Fräulein von Cardoville, die noch immer in ihren Erinnerungen versunken war, und sagte lachend zu ihr:

— Meine Liebe, das Ergötzlichste ist nicht hier auf dem Theater, sehen Sie nur gerade uns gegenüber.

— Uns gegenüber? — wiederholte Adrienne gedankenlos.

Und nachdem sie sich mit verwunderter Miene zu Frau von Morinval umgekehrt, wandte sie den Blick nach der ihr angedeuteten Richtung.

Sie sah ...

Was sah sie? ... Djalma neben einem jungen Frauenzimmer sitzend, welche ihn vertraulich den Duft ihres Rosenstraußes einathmen ließ.

Betäubt, fast körperlich im Herzen von einem tiefen, scharfen, elektrischen Schlage getroffen, wurde Adrienne todtenbleich... unwillkürlich schloß sie eine Secunde lang die Augen, um nicht zu sehen ... wie man den Dolch abzuwenden sucht, der schon einmal getroffen hat und wieder droht...

Plötzlich bei dieser Empfindung fast körperlichen Schmerzes

machte sich ein für ihre Liebe und für ihren gerechten Stolz schrecklicher Gedanke geltend.

— Djalma ist mit diesem Frauenzimmer hier... und er hat meinen Brief empfangen, — dachte sie, — meinen Brief, in dem er das Glück hat lesen können, welches ihn erwartete.

Beim Gedanken an diesen blutigen Schimpf wich die Blässe Adrienne's der Röthe der Scham und Entrüstung, und von der Wirklichkeit vernichtet, dachte sie noch bei sich:

— Rodin hatte mich nicht getäuscht.

Wer vermöchte die Blitzesschnelle der Aufregungen wiederzugeben, welche in Zeit von einer Minute Jemanden foltern, tödten können... So war Adrienne vom strahlendsten Glücke in Zeit von einer Secunde, denn kaum eine Secunde dauerte es, bis sie Frau von Morinval antwortete, in den tiefsten Abgrund schrecklicher Schmerzen herabgestürzt worden.

— Was giebt es denn da drüben so Seltsames, meine liebe Julie?

Diese ausweichende Antwort erlaubte Adriennen, ihre Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen und glücklicher Weise hatten ihre langen Locken, welche fast ganz ihre Wangen verbargen, ihr Erbleichen wie ihre Röthe der Frau von Morinval verdeckt, welche aufgeräumt versetzte:

— Wie, meine Liebe, sehen Sie denn nicht die Indier, welche gerade hier gegenüber in die Prosceniumsloge getreten sind?

— O ja, ich sehe sie sehr gut, — antwortete Adrienne mit fester Stimme.

— Und finden Sie sie nicht seltsam? — sagte die Marquise.

— Nun, meine Damen, — sagte Herr von Morinval lachend, — haben Sie etwas Nachsicht mit den armen Fremden, sie kennen unsere Gebräuche nicht. Würden sie sonst in so schlechter Gesellschaft vor ganz Paris sich zur Schau stellen?

— In der That, — sagte Adrienne mit bitterem Lächeln, — ihre Treuherzigkeit ist so rührend!... Man muß sie beklagen.

— Aber es kommt daher, daß sie unglücklicher Weise sehr reizend ist, diese Kleine mit ihrem ausgeschnittenen Kleide und ihren nackten Armen, — sagte die Marquise. — Sie muß

sechszehn oder siebzehn Jahre höchstens alt sein. Sehen Sie sie nur an, liebe Adrienne, ist's nicht Schade? ...

— Sie haben heute Ihren barmherzigen Tag, Sie und Ihr Gemahl, meine liebe Julie, — antwortete Adrienne. — Man muß diese Indier beklagen ... dies Geschöpf da ist beklagenswerth, ... nun, wen beklagen wir noch?

— Den hübschen Indier mit dem rothen und goldenen Turban wollen wir nicht beklagen, — sagte der Marquis, — denn wenn das so fortgeht, wird die Kleine mit den kirschrothen Bändern ihn noch umarmen ... meiner Treu, sehen Sie nur, wie sie sich jetzt zu ihrem Sultan hinneigt.

— Sie sind sehr ergötzlich, — sagte die Marquise, indem sie die Heiterkeit ihres Mannes theilte und Pompon-Rose lorgnettirte. Darauf versetzte sie nach einer Weile, indem sie sich an Adrienne wandte:

— Eins bin ich gewiß ... nämlich, trotz ihrer leichtsinnigen Geberden ist diese Kleine doch in den Indier vernarrt ... ich habe eben einen Blick aufgefangen, ... der mancherlei verrieth.

— Wozu so viel Scharfsinn, meine liebe Julie? — sagte Adrienne leise, — welchen Genuß haben wir dabei ... in dem Herzen dieses jungen Mädchens zu lesen?

— Wenn sie ihren Sultan liebt ... so hat sie sehr Recht, — sagte der Marquis, — denn ich muß gestehen, ich habe niemals einen so wunderbar schönen Menschen gesehen, als diesen Indier; ich sehe ihn nur von der Seite, aber sein Profil ist rein und edel wie eine antike Camee; finden Sie nicht, mein Fräulein? — fügte der Marquis hinzu, indem er sich zu Adriennen wandte. — Wohl verstanden, es ist eine bloße Kunstfrage ... welche ich mir erlaube, an Sie zu richten.

— Als Kunstgegenstand, — antwortete Adrienne, — gewährt er allerdings einen schönen Anblick.

— Ei sieh! — sagte die Marquise, — wie dreist sie ist, diese Kleine; ... lorgnettirt sie uns nicht?

— Wahrhaftig; — sagte der Marquis; — und nun legt sie ohne Umstände die Hand auf die Schulter unseres Indiers,





wahrscheinlich um ihn an der Bewunderung Theil nehmen zu lassen, welche Sie ihr einflößen, meine Damen.

Djalma hatte sich bisher einzig und allein mit der Bühnenauszierung beschäftigt, welche ihm sein Vaterland in die Erinnerung zurückrief, war gegen die Liebeleien Pompon-Rose's unempfindlich gebieben und hatte Adriennen noch nicht bemerkt.

— Ei, sieh doch, — sagte Pompon-Rose, indem sie sich auf der Brüstung ihrer Loge bewegte und fortfuhr ihr Glas auf Fräulein von Cardoville zu richten, denn diese war es und nicht die Marquise, welche ihre Aufmerksamkeit erregte, — das ist reizend, selten ... eine wunderhübsche Dame mit rothen Haaren, aber sehr hübsch roth, das muß man sagen... Sehen Sie nur, Prinz Charmant.

Und wie wir erzählten, klopfte sie Djalma leicht auf die Schultern, daß er bei diesen Worten leicht zusammenfuhr, den Kopf wandte und zum ersten Male Fräulein von Cardoville gewahr wurde.

Obwohl man ihn fast auf diese Begegnung vorbereitet hatte, so empfand der Prinz doch eine so heftige als maßlose Bewegung und wollte unwillkürlich aufstehen; aber er fühlte kräftig die eiserne Hand Faringhea's auf seiner Schulter liegen und dieser rief hinter ihm schnell mit leiser Stimme und in der Hindu-Sprache:

— Muth ... und morgen wird diese Frau zu Ihren Füßen liegen.

Und da Djalma einen neuen Versuch machte, fügte der Mestize, um ihn zurückzuhalten, hinzu:

— Eben ist sie vor Eifersucht bleich und roth geworden! Keine Schwächen, oder Alles ist verloren.

— Ach was, nun sprechen Sie wieder Ihr abscheuliches Patois, — sagte Pompon-Rose, indem sie sich nach Faringhea umwandte, — erstens ist es nicht artig und dann ist diese Sprache so seltsam, daß, wenn Sie sprechen, es sich immer anhört, als knackten Sie Nüsse.

— Ich spreche mit dem gnädigen Herrn von Ihnen, — sagte der Mestize. — Es ist von einer Ueberraschung die Rede, welche er Ihnen bereiten will.

— Eine Ueberraschung? ... das ist was Anderes. Dann beeilen Sie sich nur, hören Sie wohl, Prinz Charmant, — fügte sie hinzu, indem sie Djalma zärtlich ansah.

— Mir bricht das Herz, — sagte Djalma dumpf, gleichfalls hindostanisch.

— Und morgen wird es vor Freude und Liebe hüpfen, — erwiederte der Mestize, — nur durch Verachtung kann man ein stolzes Weib kirren. Morgen, sage ich Ihnen, wird sie zittern, und verwirrt, flehend zu Ihren Füßen liegen.

— Morgen ... wird sie mich tödtlich hassen, — antwortete der Prinz niedergeschlagen.

— Ja... wenn Sie jetzt sich schwach und muthlos zeigen... jetzt dürfen Sie nicht mehr zurück... Sehen Sie ihr gerade in's Gesicht und dann nehmen Sie den Blumenstrauß der Kleinen und drücken ihn an Ihre Lippen, dann werden Sie sogleich dieses so stolze Weib erröthen und erbleichen sehen wie vorhin, und werden Sie mir dann Glauben schenken?

Djalma war durch die Verzweiflung getrieben, Alles zu versuchen und unterlag wider Willen dem Zauber der teuflischen Rathschläge Faringhea's, sah Fräulein von Cardoville eine Secunde lang gerade in's Gesicht, nahm mit zitternder Hand den Strauß Pompon-Rose's, warf abermals die Blicke auf Adrienne und berührte den Strauß mit seinen Lippen.

Bei dieser beleidigenden Herausforderung konnte Fräulein von Cardoville ein Zusammenfahren nicht zurückhalten, welches so plötzlich und so schmerzlich war, daß der Prinz davon betroffen wurde.

— Sie ist die Ihrige, — sagte der Mestize zu ihm, — sahen Sie, gnädiger Herr, wie sie vor Eifersucht gebebt hat? ... Sie ist die Ihrige, Muth ... und bald werden Sie jenem schönen, jungen Manne vorgezogen werden, der hinter ihr steht. Denn der ist es, den sie bis jetzt zu lieben glaubt.

Und als ob der Mestize die Aufregung der Wuth und des Hasses errathen hätte, welche diese Entdeckung im Herzen des Prinzen verursachen mußte, fügte er schnell hinzu:

— Ruhe ... und Verachtung! Ist das nicht der Mann, der Sie jetzt hassen muß?

Der Prinz nahm sich zusammen und fuhr mit der Hand über seine vor Zorn glühende Stirn.

— Mein Gott, was erzählen Sie ihm denn da, daß er so aufmerksam ist? — sagte Pompon-Rose mit scheltendem Tone zu Faringhea.

Darauf wandte sie sich an Djalma:

— Nun, Prinz Charmant, wie es in den Feenmärchen heißt, geben Sie mir meinen Strauß wieder.

Und sie nahm ihn wieder.

— Sie haben ihn an die Lippen gebracht, ich hätte fast Lust ihn aufzuessen...

Und sie fügte ganz leise seufzend hinzu, indem sie einen leidenschaftlichen Blick auf Djalma warf:

— Dieser schändliche Nini-Moulin hat mich nicht betrogen,... alles das ist sehr anständig, ich habe auch nicht so viel mir vorzuwerfen.

Und mit ihren kleinen, weißen Zähnen biß sie sich auf die Spitze des rosigen Nagels ihrer rechten Hand, von welcher sie den Handschuh gezogen.

Brauchen wir zu sagen, daß Adrienne's Brief dem Prinzen nicht übergeben worden war und daß er keineswegs mit dem Marschall Simon den Tag auf dem Lande zugebracht hatte? Seit den drei Tagen, wo Herr von Montbron Djalma nicht gesehen, hatte Faringhea ihn überredet, wenn er eine andere Liebe heuchle, würde er Fräulein von Cardoville dadurch besiegen.

Was die Anwesenheit Djalma's im Theater anbetrifft, so hatte Rodin von Florine erfahren, daß ihre Herrin Abends in der Porte Saint Martin sein würde.

Bevor Djalma noch Adrienne erkannt hatte, fühlte sie schon ihre Kräfte schwinden und war im Begriff gewesen, das Theater zu verlassen. Der Mann, den sie bis dahin in ihrem Herzen so hoch gehalten, den sie als einen Helden gleich einem Halbgotte bewundert, den sie in so furchtbare Verzweiflung versunken wähnte, daß sie, vom zärtlichsten Mitleid bewogen, ihm redlich geschrieben,

damit eine süße Hoffnung seine Schmerzen mäßige, dieser Mensch antwortete auf einen so edlen Beweis von Offenheit und Liebe, indem er sich mit einem seiner unwürdigen Geschöpfe auf lächerliche Weise zur Schau stellte. Welche unheilbare Wunden wurden dadurch Adrienne's Stolze geschlagen, ihr kam es wenig darauf an, ob Djalma glaube, sie zur Zeugin dieser unwürdigen Beleidigung zu machen oder nicht.

Aber als sie sich vom Prinzen erkannt sah, als er den Schimpf so weit trieb, ihr in's Gesicht zu sehen, so weit, ihr zu trotzen, indem er den Strauß des Geschöpfes, das ihn begleitete, an seine Lippen führte, da fühlte Adrienne, von edler Entrüstung ergriffen, den Muth zu bleiben. Weit entfernt, dem klar am Tage Liegenden die Augen zu schließen, fand sie eine Art grausamen Vergnügens darin, dem Todeskampfe, dem Tode ihrer reinen und göttlichen Liebe beizuwohnen.

Mit erhobenem Haupte, stolzem und strahlendem Blicke, die Wange geröthet, die Lippe verächtlich, betrachtete auch sie nun den Prinzen mit vernichtender Festigkeit; ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen und sie sagte zu der Marquise, welche, wie die meisten Zuschauer, nur mit der Proseeniumsloge beschäftigt war:

— Diese empörende Ausstellung wilder Sitten ist mindestens ganz im Einklange mit dem übrigen Theile der Schauspielanordnung.

— Gewiß, — sagte die Marquise, — und mein lieber Onkel wird das Ergötzlichste versäumt haben, was vielleicht zu sehen ist.

— Herr von Montbron? — sagte Adrienne mit kaum verhaltener Bitterkeit, — ja ... er wird allerdings sehr bedauern, nicht Alles gesehen zu haben ... Wo er nur bleiben mag ... Habe ich ihm nicht diesen köstlichen Abend zu verdanken?

Vielleicht würde Frau von Morinval den Ton schneidender Spötterei bemerkt haben, welche Adrienne nicht ganz hatte verhehlen können, wenn nicht plötzlich ein dumpfes, schallendes, anhaltendes Brüllen ihre und aller Zuschauer Aufmerksamkeit erregt hätte, die, wie wir gesagt haben, bis dahin gegen die Darstellung

der Einleitung zum Auftreten Morok's ganz gleichgültig gewesen waren.

Aller Augen wandten sich unwillkürlich nach der zur Linken des Theaters unter der Loge des Fräulein von Cardoville gelegenen Höhle; ein Schauer brennender Neugier durchlief den ganzen Saal.

Ein zweites, noch tönenderes, dumpferes Gebrüll, welches noch gereizter schien als das erste, kam diesmal aus der Höhle hervor, deren Oeffnung von künstlichem Gestrüpp, das leicht fortzubiegen war, halb verdeckt wurde. Bei diesem Gebrüll stand der Engländer in seiner kleinen Loge auf, bog sich mit halbem Körper zu derselben hinaus, rieb sich lebhaft die Hände und darauf blieb er unbeweglich, während seine hervorquellenden, grünen Augen starr und glänzend an dem Eingange der Höhle haften blieben.

Auch Djalma hatte, trotz aller Regungen der Liebe, der Eifersucht, des Hasses, deren Beute er war, bei diesem wilden Geheule gebebt. Der Anblick dieses Waldes, das Brüllen des Panthers regten ihn tief auf und erinnerten ihn auf's Neue an sein Vaterland und an jene mörderischen Jagden, welche, wie der Krieg, in eine schreckliche Trunkenheit versetzen; hätte er plötzlich die Hörner und die Gongs der Armee seines Vaters zum Angriff blasen hören, er würde nicht von wilderer Kampfesgluth durchzuckt worden sein.

Bald überklang dumpfes Gebrüll, wie ein ferner Donner, fast das scharfe Geheul des Panthers: der Löwe und der Tiger, Judas und Kain, antworteten ihm hinten vom Theater, wo ihre Käfige waren.... Bei dieser schrecklichen Musik, welche so oft in den Einöden Indiens an sein Ohr gedrungen war, wenn er auf der Jagd oder im Kriege dort lagerte, kochte dem Prinzen das Blut in den Adern, seine Augen funkelten von wilder Begier; den Kopf neigte er ein wenig vorwärts, mit den Händen faßte er krampfhaft die Brüstung der Loge, sein ganzer Körper wurde von convulsivischen Zuckungen durchschauert. Die Zuschauer, das Theater, Adrienne, Nichts war für ihn mehr vorhanden, er war in einem Walde seines Vaterlandes und witterte den Tiger ...

Es mischte sich in seine Schönheit ein so unerschrockener, ein

so wilder Ausdruck, daß Pompon-Rose ihn mit einer Art erschreckender und leidenschaftlicher Bewunderung betrachtete. Zum ersten Male in ihrem Leben vielleicht spiegelten ihre hübschen blauen, gewöhnlich so lustigen, so boshaften Augen eine ernste Bewegung wieder; sie konnte sich nicht Rechenschaft ablegen von Dem, was sie empfand. Ihr wurde das Herz enge, es schlug mit Heftigkeit, als ob irgend ein Unglück passiren würde...

Einer Regung unwillkürlicher Furcht folgend ergriff sie Djalma's Arm und sagte zu ihm:

— Sehen Sie nicht so nach der Höhle, Sie machen mir Furcht...

Der Prinz hörte nicht auf sie.

— Ah, da ist er, da ist er! — murmelte die Menge fast zu gleicher Zeit.

Morok zeigte sich im Hintergrunde des Theaters.

Morok erschien in der Kleidung, welche wir oben beschrieben haben und trug noch dazu einen Bogen und einen langen, mit Pfeilen gefüllten Köcher. Langsam stieg er den künstlichen Felsabhang herab, welcher bis in die Mitte des Theaters herunter führte; von Zeit zu Zeit stand er plötzlich still, that, als horche er und ging nur mit der größten Vorsicht vorwärts.

Und als er die Blicke nach der einen und unwillkürlich auch nach der anderen Seite warf, begegnete er den großen, grünen Augen des Engländers, dessen Loge gerade neben der Höhle befindlich war.

Augenblicklich verzerrten die Züge des Thierbändigers sich auf so schreckliche Weise, daß Frau von Morinval, die ihn mit Hülfe ihrer guten Lorgnette scharf beobachtete, schnell zu Adriennen sagte:

— Meine Liebe, dieser Mensch hat Furcht, es wird ihm ein Unglück geschehen...

— Geschieht Unglück? — antwortete Adrienne mit bitterem Lächeln, — Unglück mitten unter dieser so glänzenden, so geschmückten, so belebten Menge?... Unglück hier... heute Abend?... O, meine liebe Julie, Sie meinen das nicht im Ernste;... in

der Dunkelheit, in der Einsamkeit, da geschieht das Unglück, ... niemals in einer fröhlichen Menge beim Glanze der Lichter.

— Himmel, Adrienne... Sehen Sie sich vor! — rief die Marquise und konnte einen Ausruf des Schreckens nicht zurückhalten, indem sie Fräulein von Cardoville's Arm nahm, um sie an sich heranzuziehen, — Sehen Sie ihn?

Und die Marquise zeigte mit zitternder Hand nach der Oeffnung der Höhle.

Adrienne streckte lebhaft den Kopf vor und sah hin.

— Nehmen Sie sich in Acht, beugen Sie sich nicht so sehr vor, — sagte Frau von Morinval zu ihr.

— Du bist närrisch mit Deiner Furcht, meine liebe Freundin, — sagte der Marquis zu seiner Frau. — Der Panther ist vollkommen fest angekettet, und selbst wenn er seine Kette zerrisse, was unmöglich ist, würden wir hier außer seinem Bereiche sein.

Ein großes Gemurmel der heftigsten Neugier durchlief nun den Saal und Aller Blicke waren unverwandt auf die Höhle gerichtet.

Zwischen dem künstlichen Strauchwerke, welches er schnell mit seiner breiten Brust auseinanderdrückte, erschien plötzlich der schwarze Panther.

Zweimal streckte er seinen glatten Kopf vor, der durch zwei gelbe funkelnde Augen erleuchtet wurde ... darauf öffnete er seinen rothen Rachen zur Hälfte, stieß ein neues Gebrüll aus und zeigte zwei Reihen furchtbarer Zähne.

Eine doppelte eiserne Kette und ein gleichfalls eisernes Halsband, beides schwarz angestrichen, waren auf seinem schwarzen Felle und im Schatten der Höhle nicht zu sehen, so daß die Täuschung vollkommen war, der Panther schien in seiner Höhle in vollkommener Freiheit zu sein.

— Meine Damen, — sagte plötzlich der Marquis, — sehen Sie nur die Indier an, wie köstlich steht ihnen die Aufregung!

In der That war bei des Panthers Anblicke die wilde Gluth Djalma's auf ihren Gipfel gekommen; ... seine Augen leuchteten wie zwei schwarze Diamanten, seine Oberlippe zuckte krampfhaft

mit dem Ausdrucke thierischer Wildheit in die Höhe, als ob er von einem heftigen Anfalle von Zorn betroffen wäre.

Faringhea, der sich jetzt auch auf die Brüstung der Loge stützte, war gleichfalls in der höchsten Aufregung, welche bei ihm ein seltsamer Zufall veranlaßte.

— Dieser schwarze Panther von so seltener Art, — dachte er, — den ich hier in Paris auf einem Theater sehe, muß derselbe sein, welchen der Malaye — der Würger, welcher Djalma in Java während des Schlafes tättowirt hatte — ganz klein aus seiner Höhle geraubt und an einen europäischen Capitän verkauft hat. Die Macht Bohwanie's ist überall, — fügte Faringhea in seinem blutigen Aberglauben hinzu.

— Finden Sie nicht, — versetzte der Marquis, sich an Adrienne wendend, — daß die Indier ganz köstlich anzusehen sind?

— Vielleicht werden sie in ihrem Vaterlande einer ähnlichen Jagd beigewohnt haben, — sagte Aerienne, als ob sie die grausamste ihrer Erinnerungen hervorrufen und ihr hätte trotzen wollen.

— Adrienne, — sagte mit einem Male die Marquise mit bebender Stimme zu Fräulein von Cardoville, — jetzt, wo der Thierbändiger ganz nahe bei uns ist ... Sehen Sie, hat er nicht ein Schreckensgesicht? ... Ich sage Ihnen, dieser Mensch hat Furcht.

— Allerdings, — fügte der Marquis diesmal sehr ernst hinzu; — er ist entsetzlich blaß und scheint von Minute zu Minute, je näher er hier auf diese Seite kommt, furchtsamer zu werden ... man sagte, wenn er nur einen Augenblick seine Kaltblütigkeit verlöre, liefe er die größte Gefahr.

— O, das wäre fürchterlich, — rief die Marquise, — wenn er hier vor unsern Augen verwundet würde.

— Stirbt man etwa von einer Wunde? — sagte Adrienne mit einem Tone so kalter Gleichgültigkeit, daß die junge Frau Fräulein von Cardoville erstaunt ansah und zu ihr sagte:

— O, meine Liebe, was Sie da sagen, ist grausam.

— Was wollen Sie, die Atmosphäre, welche uns umgiebt, wirkt auf mich zurück, — sagte das junge Mädchen mit eisigem Lächeln.

— Sehen Sie, sehen Sie ... jetzt wird der Thierbändiger seinen Pfeil auf den Panther abschießen, — sagte der Marquis. — gewiß wird er nachher das Handgemenge mit ihm vorstellen,

Morok war in diesem Augenblicke vorn auf dem Theater, aber die ganze Breite lag zwischen ihm und der Höhle. Er stand einen Augenblick still, richtete einen Pfeil auf der Senner seine Bogens, legte sich hinter einen Felsblock auf's Knie und zielte lange Zeit; ... der Pfeil sauste und verlor sich in der Tiefe der Höhle, in welche der Panther sich zurückgezogen hatte, nachdem er einen Augenblick seinen drohenden Kopf gezeigt.

Kaum war der Pfeil verschwunden, so stieß der Tod, absichtlich von Goliath, den man nicht sah, gereizt, ein zorniges Gebrüll aus, als ob er getroffen worden wäre.

Die Pantomime Morok's wurde so ausdrucksvoll, er stellte seine Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, so natürlich dar, daß ein wahnsinniges Bravorufen im Saale ausbrach. Jetzt warf er seinen Bogen weit von sich, zog einen Dolch aus seinem Gürtel, nahm ihn zwischen seine Zähne, und begann auf Händen und Füßen zu kriechen, als ob er den verwundeten Panther in seiner Höhle überraschen wollte.

Um die Täuschung noch vollkommener zu machen, reizte Goliath, mit einem Eisen ihn schlagend, den Tod auf's Neue, daß er aus der Höhle ein entsetzliches Geheul hören ließ. Der düstre Anblick des kaum durch einige röthliche Lichter erhellten Waldes war von so ergreifender Wirkung, das Geheul des Panthers so wüthend, die Geberden, die Haltung, die Miene Morok's trugen so ganz das Gepräge des Schreckens, daß der ganze Schauspielsaal aufmerksam schauend in tiefem Schweigen beharrte; Jedermann hielt den Athem an, es war, als ob ein Entsetzen die ganze Gesellschaft ergriff und sie ein furchtbares Ereigniß erwartet hätte.

Der Grund der entsetzlichen Wahrheit in Morok's Pantomime lag darin, daß er sich Schritt vor Schritt der Höhle näherte und auch zugleich der Loge des Engländers näher kam. Wider seinen Willen konnte der Thierbändiger, von Furcht bewältigt, seine Blicke nicht von den dicken grünen Augen des Engländers abwenden, jede seiner Bewegungen, die er kriechend machte, schien

einer magnetischen Anziehungskraft zu entsprechen, welche der feste Blick des unheimlichen Wetters ausübte... Je mehr daher Morok sich ihm näherte, je entstellter und bleicher wurde sein Gesicht.

Noch einmal wurde beim Anblicke dieser Pantomime, die kein Spiel mehr war, sondern der wahre Ausdruck des Schreckens, das



tiefe bebende Schweigen, das im Saale herrschte, unterbrochen von Beifallsruf und Aufregung, in welche sich das Geheul des

Panthers und das ferne Brüllen des Löwen und des Tigers mischten.

Der Engländer war fast ganz aus seiner Loge heraus, seine Lippen zogen sich aufwärts zu einem spöttischen Lächeln, seine Augen blieben immer starr und er schien athemlos und erwartungsvoll. Von seiner kahlen und rothen Stirn rann der Schweiß, als ob er wirklich eine unglaubliche magnetische Kraft verwendet habe, um Morok anzuziehen, den er bald am Eingange der Höhle sah.

Der Augenblick war entscheidend.

Kauernd, in sich selbst zurückgezogen, seinen Dolch zwischen den Zähnen, folgte Morok mit dem Auge allen Bewegungen des Panthers, der brüllend, gereizt, den ungeheuren Rachen öffnend, den Eingang zu seiner Höhle vertheidigen zu wollen schien, und so lauerte der Thierbändiger auf den günstigen Augenblick, wo er sich auf ihn werfen konnte.

Es liegt ein solcher Zauber in der Gefahr, daß Adrienne wider Willen das Gefühl peinlicher, mit Entsetzen gemischter Neugier theilte, welches alle Zuschauer beben machte; wie die Marquise vorn übergebeugt, den Blick auf die Scene von so schrecklichem Interesse gewandt, hielt das junge Mädchen mechanisch ihr indisches Bouquet in der Hand, das sie noch behalten hatte.

Plötzlich stieß Morok ein wildes Geschrei aus, indem er sich auf den Tod stürzte, der laut brüllend antwortete und auf seinen Herrn mit solcher Wuth sich warf, daß Adrienne entsetzt diesen Menschen verloren glaubte, sich hinüberbog und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte . . .

Dabei entglitt ihr das Bouquet, fiel auf die Bühne und rollte bis in die Höhle, wo der Panther und Morok kämpften.

Schnell wie der Blitz, gewandt und beweglich wie ein Tiger, gab Djalma dem Antriebe seiner Liebe und der wilden Wuth nach, welche das wilde Geheul des Panthers in ihm rege gemacht hatte, war mit einem Sprunge auf dem Theater, zog seinen Dolch und stürzte in die Höhle, um das Bouquet Adrienne's herauszuholen. In diesem Augenblicke rief ein entsetzlicher Schrei Morok's, der verwundet worden war, nach Hülfe. Der Panther, durch Djalma's

Anblick noch wüthender geworden, machte einen verzweifelten Versuch, seine Kette zu sprengen; da ihm das nicht gelang, richtete



er sich auf seinen Hintertatzen in die Höhe, um Djalma zu umschlingen, der gerade jetzt im Bereiche seiner scharfen Tatzen war.

Den Kopf bücken, sich auf's Knie werfen und zu gleicher Zeit ihm mit der Schnelligkeit des Blitzes zu zweien Malen seinen Dolch in den Leib stoßen, das war die Weise, durch die Djalma einem gewissen Tode entging; der Panther brüllte und sank mit seinem ganzen Gewichte auf den Prinzen zurück; . . . während einer Secunde, welche sein furchtbarer Todeskampf dauerte, sah man nichts als eine verwirrte, sich krampfhaft bewegende Masse von schwarzen Gliedern und blutigen Kleidern; . . . darauf endlich erhob sich Djalma bleich, blutend, verwundet; dann stand er mit vor wildem Stolze funkelndem Auge, den Fuß auf den todten Körper des Panthers und in der Hand den Strauß Adrienne's haltend und warf einen Blick auf sie, in welchem der ganze Wahnsinn seiner Liebe lag.

Jetzt erst fühlte Adrienne ihre Kräfte schwinden, denn ein übermenschlicher Muth hatte ihr die Kraft gegeben, der entsetzlichen Katastrophe des Kampfes beizuwohnen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

---

# Das Concil.

## Vierzehntes Kapitel.

### Der Reisende.



Es ist Nacht.

Der Mond strahlt, die Sterne flimmern am melancholisch reinen Himmelszelt, das scharfe Pfeifen des Nordwindes, der verderblich trocken und kalt weht, kreuzt sich und wüthet in heftigen Stößen, mit seinem schneidenden, scharfen Hauche beweht er die Höhen von Montmartre.

Auf dem obersten Gipfel dieses Hügels steht ein Mann.

Sein langer Schatten dehnt sich über das steinige, vom Mond beschienene Erdreich.

Dieser Reisende betrachtet die ungeheure Stadt, welche sich zu seinen Füßen ausdehnt,... Paris,... dessen schwacher Schattenriß mit seinen Thürmen, seinen Kuppeln, seinen Domen auf der blauen Klarheit des Horizontes sich abhebt, während aus der Mitte dieses Meeres von Steinen ein leuchtender Dunst sich erhebt, der im gestirnten Azur die Zeniths erhält...

Es ist der fromme Schimmer der tausend Feuer, welche am Abend zur Stunde der Vergnügungen fröhlich die lärmende Hauptstadt erhellen.

— Nein, — sagte der Reisende, — so wird es nicht sein;... der Herr wird es nicht wollen.

Es ist an zwei Malen genug.

Vor fünf Jahrhunderten hat mich die rächende Hand des Allmächtigen tief aus Asien bis hierher getrieben... als einsamer Reisender hatte ich hinter mir mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Mißgeschicke, mehr Tode gelassen... als die unzählbaren Armeen von hundert verheerenden Eroberern gethan haben würden... Ich bin in diese Stadt gekommen... und sofort war sie um den zehnten Theil verkleinert.

Vor zwei Jahrhunderten hat die unerbittliche Hand, welche mich durch die Welt führt, mich abermals hergebracht und dieses, wie das erste Mal, hat die Plage, welche der Allmächtige von Zeit zu Zeit an meine Schritte heftet, diese Stadt befallen und zuerst meine Brüder getroffen, welche schon von der Arbeit und dem Elende erschöpft waren.

Ja, meine Brüder... die Brüder des Handwerkers von Jerusalem, des vom Herrn verfluchten Handwerkers, der in meiner Person das ganze Geschlecht der Arbeiter verflucht hat, ein stets leidendes, stets enterbtes, stets unterthäniges Geschlecht, das, gleich mir, ohne Rast und Ruh' fortgeht und fortgeht, ohne Belohnung, ohne Hoffnung, bis Weiber, Männer, Kinder, Greise unter dem eisernen Joche dahinschwinden... Ein menschenmörderisches Joch, das Andere dann wieder auf sich nehmen und das so

von Alter zu Alter, von Geschlecht zu Geschlecht der willigen und gequälten Schulter des Arbeiters aufgebürdet wird.

Und jetzt, zum dritten Male seit fünf Jahrhunderten, komme ich auf der Höhe eines der Hügel an, welche die Stadt beherrschen.

Und vielleicht bringe ich Entsetzen, Trostlosigkeit und den Tod mit mir.

Und vom Lärm ihrer Freuden, ihrer nächtlichen Feste berauscht, weiß diese Stadt es nicht ... o, sie weiß es nicht, daß ich vor ihrem Thore bin ...

Aber nein, nein, meine Gegenwart wird nicht eine neue Trübsal sein ...

Der Herr in seiner undurchdringlichen Weisheit hat mich bis hierher durch Frankreich geführt, indem ich auf meinem Wege auch nicht durch das niedrigste Dorf gekommen bin, daher hat auch keine Verdoppelung des Sterbegeläutes meinen Durchzug bezeichnet.

Und dann hat das Gespenst mich verlassen ... das bleiche und grüne Gespenst mit den tiefen blutenden Augen ... Als ich den Boden Frankreichs unter meinen Füßen hatte ... machte sich seine feuchte, eisige Hand aus der meinigen los ... es verschwand.

Und doch fühle ich es ... umgiebt mich noch eine Atmosphäre des Todes ...

Sie hören nicht auf, die scharfen verhängnißvollen Winde, welche mich in ihren Wirbel einhüllen und mit dem vergiftenden Athem die Seuche zu verbreiten scheinen.

Ohne Zweifel beruhigt sich der Zorn des Herrn ... vielleicht ist meine Anwesenheit hier eine Drohung, welche er Denen zuführen wird, die er einschüchtern will ...

Ja, denn sonst würde er im Gegentheil mit furchtbarerem Aufsehen den Schlag thun und sogleich Schrecken und Tod im Herzen des Landes, im Schooße dieser ungeheuern Stadt verbreiten wollen.

O nein, nein, der Herr wird barmherzig sein ...

Nein, er wird mich nicht zu dieser neuen Qual verdammen ...

Ach, in dieser Stadt sind meine Brüder zahlreicher und elender, als irgendwo anders, und nun soll ich es sein, der ihnen den Tod brächte? ...

Nein, der Herr wird barmherzig sein, denn ach, die sieben Nachkommen meiner Schwester sind endlich in dieser Stadt vereinigt . . .

Und ich sollte ihnen nun den Tod bringen?

Den Tod, statt der dringenden Hülfe, nach welcher sie schreien? . . .

Denn jenes Weib, das, wie ich, von einem Ende der Welt zum andern irrt, hat noch einmal die Schlingen seiner Feinde zerrissen und seine ewige Wanderung fortgesetzt.

Vergebens hat sie geahnt, daß großes Unglück auf's Neue Diejenigen bedrohe, welche durch meine Schwester mir blutsverwandt sind.

Die unsichtbare Hand, welche mich führt . . . treibt vor mir das umherirrende Weib fort . . .

Wie immer, durch den unwiderstehlichen Wirbel fortgerissen, hat sie vergebens, im Augenblicke, wo sie die Meinen verlassen mußte, ausgerufen:

— Laß mich mindestens, o Herr, meine Aufgabe vollbringen!

— Fort, fort!

— Erbarmen, nur einige Tage, nichts als einige Tage!

— Fort, fort!

— Ich lasse Die, welche ich beschütze, am Rande des Abgrundes!

— Fort, fort! . . .

Und abermals hat die ewig Irrende sich wieder auf den Weg begeben müssen . . . und ihre Stimme hat den Raum durcheilt und mich zum Beistande der Meinigen herbeigerufen.

Als ihre Stimme bis zu mir gedrungen, fühlte ich es, daß die Nachkommen meiner Schwester noch immer erschreckenden Gefahren ausgesetzt seien. Diese Gefahren vermehren sich noch . . .

O Herr, Herr, sprich, werden die Abkommen meiner Schwester dem Verhängnisse entrinnen, welches so viele Jahrhunderte auf meinem Geschlechte lastet?

Wirst Du mir in ihnen verzeihen, mich in ihnen bestrafen?

O gieb, Herr, daß sie dem letzten Willen ihres Ahnherrn gehorchen.

Gieb, daß sie ihre milden Herzen vereinigen können, ihre wackere Kraft, ihren edlen Geist, ihre großen Reichthümer zusammenthun.

So werden sie am künftigen Glücke der Menschheit arbeiten ... so werden sie vielleicht mich von meiner ewigen Strafe erlösen.

Die Worte des Gottmenschen:

— Liebet Euch untereinander!... werden ihr einziger Zweck, ihr einziges Mittel sein.

Mit Hülfe dieser allmächtigen Worte werden sie jene falschen Priester bekämpfen und besiegen, welche die Gebote der Liebe, des Friedens und der Hoffnung, die der Gottmensch gegeben, verleugnen, um Haß, Gewaltthat, Verzweiflung zu lehren und zu verbreiten.

Diese falschen Priester ... welche von den Mächtigen und Glücklichen in dieser Welt, ihren Mitschuldigen, zu allen Zeiten unterstützt werden, und anstatt für meine leidenden, seit Jahrhunderten seufzenden Brüder ein wenig Wohlsein zu verlangen, in Deinem Namen, o Herr, zu sagen sich erdreisten, daß der Arme auf ewig den Plagen dieser Welt anheimgefallen ist ... daß der Wunsch oder die Hoffnung, weniger zu leiden auf dieser Erde, in Deinen Augen ein Verbrechen ist ... weil Dein Wille ist ... daß eine kleine Anzahl glücklich sei und das Unglück das Loos fast der ganzen Menschheit.

O Lästerung! ... ist nicht das Gegentheil dieser mörderischen Worte allein Deines göttlichen Willens würdig?

Erbarmen, erhöre mich, Herr ... entreiße ihren Feinden die Abkommen meiner Schwester ... vom Handwerker hinauf bis zum Sohne des Königs ... laß nicht den Keim einer mächtigen, fruchtbaren Vereinigung untergehen, die mit Deinem Segen vielleicht in der Geschichte des Glückes der Menschheit ewig eingezeichnet stehen wird.

Laß mich, o Herr, sie vereinigen, da man sie trennen will... sie vertheidigen, da man sie angreift; ...

Laß mich Denen Hoffnung geben, welche nicht mehr hoffen, ermuthigen Die, welche niedergeschlagen sind, aufrichten Diejenigen, deren Fall droht, unterstützen Die, welche im Guten ausharren.

Und vielleicht werden ihre Kämpfe, ihre Ergebenheit, ihre Tugend, ihre Schmerzen meine Vergehen büßen ... denn ach, mich hat das Unglück, das Unglück allein ungerecht und boshaft gemacht ...

Da Deine allmächtige Hand, o Herr, mich hierher geleitet hat, in einer Absicht, die ich nicht kenne, so entwaffne endlich Deinen Zorn, laß mich nicht das Werkzeug Deiner Rache sein.

Schon giebt es Trauer genug auf der Erde. Seit zwei Jahren fallen Deine Creaturen zu Tausenden unter meinen Schritten.

Die ganze Welt ist decimirt, ein Trauerflor breitet sich über den Erdkreis ...

Von Asien hinauf bis zum Nordpol bin ich geschritten ... und überall starb man ...

Hörst Du nicht den langen Seufzer, der von der Erde aufsteigt, bis zu Dir, o Herr? ...

Barmherzigkeit für Alle und für mich ...

Laß mich einen Tag, einen einzigen Tag nur die Nachkommen meiner Schwester vereinigen ... und dann sind sie gerettet ...

Dies sagend, sank der Reisende auf's Knie; ... erhob flehend seine Hände gen Himmel.

Plötzlich heulte der Wind mit verdoppelter Heftigkeit, sein scharfes Pfeifen verwandelte sich in Sturm.

Der Reisende bebte zusammen.

Mit entsetzter Stimme rief er aus:

— O Herr, der Pestwind heult mit Wuth, mir ist, als ob sein Wirbel mich mit fortnähme ... o Herr, warum erhörst Du meine Bitte nicht? ... Das Gespenst ... das Gespenst ... dort ist es ... dort ist es wieder ... sein grünliches Antlitz wird von krampfhaften Zuckungen bewegt; ... seine rothen Augen drehen sich in ihren Höhlen ... Hinweg, hinweg mit Dir! ... seine Hand! o, seine eisige Hand hat die meine ergriffen ... Barmherzigkeit, o Herr! ...

— Vorwärts!

— O Herr, soll ich diese Plage, diese furchtbare Seuche auch in diese Stadt bringen? Meine Brüder werden die Ersten sein, die untergehen, sie, die so elend sind ... Gnade! Gnade!

— Vorwärts!

— Und die Nachkommen meiner Schwester!... Gnade, Gnade für sie!



— Vorwärts!

— O Herr, Erbarmen... Ich kann mich nicht mehr auf dem Boden erhalten, das Gespenst zieht mich fort nach dem Abhange des Hügels, mein Schritt ist stürmisch, wie der Wind des Todes, der hinter mir weht, schon sehe ich die Mauern der Stadt... O Mitleid, Herr... Erbarmen für die Nachkommen meiner Schwester... verschone sie... laß mich nicht ihr Henker sein, laß sie triumphiren über ihre Feinde!

— Vorwärts, vorwärts!

— Hinter mir verschwindet der Boden... dort ist das Thor der Stadt schon... o schon... Herr, noch ist es Zeit... habe Erbarmen mit dieser schlummernden Stadt... laß sie nicht aufwachen plötzlich mit dem Schrei des Entsetzens, der Verzweiflung und des Todes!

Herr, schon stehe ich auf der Schwelle des Thores, willst Du es denn?... Es ist geschehen... Paris!... Die Seuche ist in Deinem Schooße!... o, verflucht und ewig verflucht!

— Vorwärts,... vorwärts,... vorwärts! *)

---

*) Im Jahre 1346 verheerte die furchtbare schwarze Pest den Erdkreis, sie bot dieselben Symptome dar, wie die Cholera und dieselbe unerklärliche Erscheinung eines langsam nach Stationen auf einem bestimmten Wege vorschreitenden Ganges. 1660 verwüstete eine andere ähnliche Epidemie abermals die Welt.

Es ist bekannt, daß die Cholera zuerst sich in Paris gezeigt hat, indem sie, wenn man so sagen darf, ihren fortschreitenden Marsch durch einen ungeheuern und unerklärlichen Sprung unterbrochen hat. Man erinnert sich auch, daß der Nordwestwind während der größten Verheerungen der Cholera fast immer geweht hat.

# Fünfzehntes Kapitel.

## Das Mahl.



m Tage darauf, als der unheimliche Reisende, die Höhen von Montmartre herabsteigend, Paris betreten hatte, herrschte eine große Thätigkeit im Hôtel St. Dizier.

Obgleich es kaum Mittag war, hatte die Prinzessin, ohne gerade geputzt zu sein, dazu besaß sie zu viel Geschmack, sich ge- wählter als gewöhnlich gekleidet. Ihre blonden Haare bildeten, anstatt einfach glatt am Scheitel herabzufallen, zwei toupirte Bau- schen, welche zu ihren fetten, blühenden Wangen sehr gut paßten. Ihre Haube war mit frischen, rosenrothen Bändern besetzt, und wenn man Frau von Saint Dizier in ihrem Kleide von grauen Moiré fast schlank einhergehen sah, konnte man vermuthen, daß Madame Grivois sich den Beistand und die Hülfe einer anderen der Kammerfrauen der Prinzessin hatte zulegen müssen, um diese

bedeutende Verminderung der rundlichen Fülle ihrer Herrin zu unternehmen und durchzusetzen.

Wir werden bald die erbauliche Ursache dieses Zurückfalls in die weltliche Koketterie berichten.

Die Prinzessin gab in Begleitung ihrer Kammerfrau, der Madame Grivois, die letzten Befehle in Bezug auf einige Vorbereitungen, welche in einem großen Saale gemacht wurden. Mitten in diesem Zimmer befand sich ein großer, runder Tisch, der mit einer Decke von karmoisinrothem Sammt bedeckt und von mehreren Sesseln umgeben war, unter denen man am Ehrenplatze einen Lehnstuhl von vergoldetem Holze bemerkte.

In der einen Ecke des Saales, nicht weit von dem Kamine, wo ein vortreffliches Feuer brannte, war eine Art improvisirtes Buffet eingerichtet. Man bemerkte auf demselben die verschiedenen Elemente der leckersten, ausgesuchtesten Mahlzeit. So war pyramidenförmig auf silbernen Schüsseln Zwieback mit Karpfenmilch und Anchovis aufgethürmt, mit Schnitten von marinirtem Thunfisch und Trüffeln aus Perigord — es war Fastenzeit; — ferner auf silbernen Gluthpfannen, unter denen Spiritus brannte, damit sie warm blieben, rauchten Bissen von Krebsschwänzen in ihrem Blätterteige, der goldfarbig mit harter Kruste gebacken war, und schienen an Vortrefflichkeit und Saft mit den kleinen Austernpasteten zu wetteifern, welche in Madeira getränkt und mit einem Haché von gewürztem Stör pikant gemacht waren.

Neben diesen ernsthafteren Werken lagen leichtere Zubereitungen; kleine, mit Ananas gefüllte Bisquits, Erdbeerkaltschale, ein zu dieser Jahreszeit sehr seltenes Gericht, Orangegelée in der ganzen Schale dieser Früchte, welche zu dem Zwecke künstlich ausgehöhlt war, servirt; wie Rubine und Topase funkelten die Weine von Madeira, Porto und Alicante in dicken Krystallflaschen, während der Champagner und zwei Schüsseln von Sèvrer Porzellan, die eine mit Kaffee à la crème, die andere mit Chocolade voller Vanillengewürz gefüllt, fast in dem Zustande von Sorbet sich befanden, da sie in einem großen Gefäße von eiselirtem Silber standen, das mit Eis angefüllt war.

Aber was dieser leckeren Mahlzeit einen eigenthümlichen

römisch-apostolischen Charakter gab, waren gewisse Producte der Küche, die mit frommem Fleiße ausgearbeitet waren. So bemerkte man kleine hübsche Calvarienberge von Aprikosenteig, priesterliche Mützen von Zuckerwerk, Bischofsstäbe von Marzipan, zu denen die Prinzessin mit ganz zarter Aufmerksamkeit einen kleinen Cardinalhut von rothem Zucker gefügt hatte, der mit Schnüren von Gerstenzucker verziert war; das wichtigste Stück dieser katholischen Zuckerbäckereien, das Meisterstück des Küchenregenten der Frau von Saint Dizier, war ein köstliches Crucifix von Marzipan in einer Dornenkrone von Zuckerkand.*)

Das sind seltsame Entheiligungen, über welche mit Recht die minder frommen Leute entrüstet sind. Aber seit dem unverschämten Gaukelspiele mit dem Rocke von Trier und dem frechen Spaße mit dem Reliquienkasten von Argenteuil scheinen die frommen Leute nach Art der Prinzessin von Saint Dizier es sich zur Aufgabe zu stellen, durch ihren blinden Eifer ehrwürdige Traditionen lächerlich zu machen.

Nachdem sie einen sehr befriedigten Blick auf das so angerichtete Mahl geworfen, sagte Frau von Saint Dizier zu Madame Grivois, indem sie nach dem vergoldeten Lehnsessel zeigte, der für den Vorsitzenden der zu erwartenden Versammlung bestimmt zu sein schien:

— Hat man meinen Fußwärmer unter den Tisch gestellt, damit Se. Eminenz die Füße darauf setzen kann? Er beklagt sich stets über Frost.

— Ja, Madame, — sagte Madame Grivois, nachdem sie unter dem Tische nachgesehen, — der Fußwärmer ist da.

---

*) Eine Person, welche vollkommen Glauben verdient, hat uns versichert, sie habe einer solchen feierlichen Mahlzeit bei einem sehr bedeutenden Prälaten beigewohnt und beim Dessert eine solche Ausstellung gesehen, was sie veranlaßte, zu dem betreffenden Prälaten zu sagen: „Ich glaubte, Monseigneur, man genösse den Leib unseres Heilandes in beiderlei Gestalten zwar, aber nicht als Marzipan." — Man muß allerdings anerkennen, daß die Erfindung dieses apostolischen Zuckerwerkes dem Prälaten nicht selbst zuzuschreiben war, sondern dem etwas übertriebenen Katholicismus einer frommen Dame, welche im Hause des Monseigneur viel Gewalt ausübte.

— Bestellen Sie auch, daß man eine Zinnflasche mit siedendem Wasser füllen solle, im Fall Se. Eminenz zur Erwärmung ihrer Füße an dem Fußwärmer nicht genug hätte.

— Ja, Madame.

— Legen Sie noch Holz in's Feuer.

— Aber, gnädige Frau, das ist schon ein wahrer Scheiterhaufen, sehen Sie nur! Und dann, wenn Se. Eminenz stets friert, ist es dem Bischof von Halfaran stets zu heiß, er schwitzt fortwährend.

Die Prinzessin zuckte mit den Achseln und sagte zu Madame Grivois:

— Ist Se. Eminenz Monsignore Cardinal von Malipieri nicht der Obere des gnädigen Bischofs von Halfaran?

— Ja, Madame.

— Nun gut, so muß nach der Hierarchie Monseigneur die Hitze ertragen, Se. Eminenz aber darf nicht Frost leiden... Also thun Sie, was ich Ihnen sage, legen Sie noch Holz in's Feuer. Uebrigens ist Nichts natürlicher: Se. Eminenz ist Italiener und Monseigneur stammt aus dem Norden Belgiens, es ist also ganz einfach, daß sie an verschiedene Temperaturen gewöhnt sind.

— Wie Madame begehrt, — sagte Madame Grivois, indem sie zwei ungeheure Scheite noch in's Feuer legte, — aber Monseigneur der Bischof ist im Stande, bei der Hitze, welche hier herrscht, zu ersticken.

— Ja, mein Gott, ich finde auch, daß es hier zu heiß ist; aber gebietet uns unsere heilige Religion nicht, uns zu opfern und zu kasteien? — sagte die Prinzessin mit rührend frommem Tone.

Man kennt also jetzt die Ursache der etwas koketten Toilette der Frau von Saint Dizier. Es handelte sich darum, Prälaten würdig zu empfangen, welche, mit Aigrigny und anderen Würdenträgern der Kirche vereinigt, bei der Prinzessin schon eine Art Concil in kleinem Maßstabe gehalten hatten.

Eine NeuvereheIichte, die ihren ersten Ball giebt, ein eben majorenn Gewordener, der sein erstes Garçondiner veranstaltet, eine Frau von Geist, welche ihr erstes Werk vorliest, sind nicht freudestrahlender, stolzer und zu gleicher Zeit aufmerksamer und

besorgter gegen ihre Gäste, als es Frau von Saint Dizier gegen ihre Prälaten war.

Sehr ernsthafte Interessen in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart verhandeln zu sehen, sehr bedeutende Leute sie um ihren Rath fragen zu hören über gewisse praktische Bestimmungen in Bezug auf den Einfluß der Congregationen von Weibern, das war für die Prinzessin ein Gegenstand des äußersten Stolzes, denn auf diese Weise bestätigten Ihre Eminenzen und Kirchenhoheiten für immer ihren Anspruch, etwa wie eine heilige Kirchenmutter angesehen zu werden... Deshalb hatte sie auch für diese inländischen und ausländischen Prälaten eine Menge salbungsvoller Zierlichkeiten und frommer Koketterien entfaltet.

Uebrigens gab es nichts Logischeres als die allmäligen Umgestaltungen dieses Weibes ohne Herz, das dabei doch aufrichtig die Intrigue und die Coterienherrschaft liebte. Sie hatte je nach dem Fortschritte des Alters natürlich einen Uebergang von der Liebesintrigue zu der politischen und von der politischen zur religiösen gemacht.

In dem Augenblicke, wo Frau von Saint Dizier die Beaufsichtigung ihrer Vorbereitungen beendete, meldete ihr ein im Hof erschallendes Wagengeräusch, daß die Personen angekommen seien, welche sie erwartete; ohne Zweifel waren diese Personen vom allerhöchsten Range, denn gegen alle Gewohnheit ging sie bis an die Thür ihres ersten Salons, um sie zu empfangen.

In der That war es der Cardinal Malipieri, den es stets fror, und der belgische Bischof von Halfaran, dem stets warm war. Der Abbé von Aigrigny begleitete sie.

Der römische Cardinal war ein großer, mehr knochiger als magerer Mann, mit stolzer und listiger Miene, gelblichem, geschwollenem Gesicht; er schielte sehr und seine schwarzen Augen waren mit einem tiefen Ringe von Braun umgeben. Der belgische Bischof war klein, kurz, dick, gedrungen, hatte einen sehr hervortretenden Bauch, apoplektische Gesichtsfarbe, einen sicheren Blick, eine gerundete, weiche, sanfte Hand.

Bald war die Gesellschaft im Salon versammelt; der Cardinal Malipieri rückte bald an den Kamin, während der Bischof,



der bereits zu schwitzen und zu pusten begann, von Zeit zu Zeit das Chocoladen- und Kaffee-Eis beliebäugelte, das ihm die Hitze dieser künstlichen Hundstage ertragen helfen sollte.

Der Vater Aigrigny näherte sich der Prinzessin und sagte halblaut zu ihr:

— Wollen Sie den Befehl geben, daß man den Abbé Gabriel von Rennepont, der nach Ihnen fragen wird, hier einführt?

— Dieser junge Priester ist also hier? — fragte die Prinzessin äußerst überrascht.

— Seit vorgestern. Wir haben ihn durch seine Vorgesetzten nach Paris fordern lassen... Sie werden Alles erfahren... Was den Vater Rodin anbetrifft, so möge Madame Grivois ihn wie neulich durch die kleine Thür der verborgenen Treppe eintreten lassen.

— Er wird heute kommen?

— Er hat uns sehr wichtige Sachen mitzutheilen und wünschte, daß der Herr Cardinal und der Bischof bei der Unterredung zugegen wären, denn sie sind in ihrer Eigenschaft als Affilirte von dem Vater General in Rom von Allem in Kenntniß gesetzt worden...

Die Prinzessin klingelte, gab ihre Befehle, kam wieder zum Cardinal zurück und sagte im Tone der eifrigsten Besorgniß zu ihm:

— Wird Ew. Eminenz jetzt etwas wärmer? Befiehlt Ew. Eminenz eine Flasche mit warmem Wasser unter den Füßen? Wünscht Ew. Eminenz, daß noch etwas mehr Feuer gemacht wird?...

Bei diesem Vorschlage stieß der belgische Bischof, der von seiner triefenden Stirn den Schweiß abwischte, einen verzweifelten Seufzer aus.

— Tausend Dank, Frau Prinzessin, — antwortete der Cardinal der Frau von Saint Dizier in sehr gutem Französisch, aber mit unausstehlich italienischem Accent. — Ich bin wahrlich über so viel Güte ganz verwirrt.

— Wird Monseigneur nicht Etwas zu sich nehmen? — sagte die Prinzessin, indem sie nach dem Büffet wies.

— Wenn Sie erlauben, werde ich etwas Kaffee=Eis genießen, Frau Prinzessin.



Und der Prälat machte einen vorsichtigen Umweg, um zu den aufgetragenen Gerichten zu gelangen, ohne beim Kamine vorbeizukommen.

— Und wollen Ew. Eminenz nicht eine von den kleinen Austernpasteten versuchen? Sie sind glühend heiß.

— Ich kenne sie schon, Frau Prinzessin, — erwiederte der Cardinal mit Leckerhaftigkeit schnalzend; — sie sind ausgezeichnet und ich widerstehe nicht.

— Welchen Wein kann ich die Ehre haben Ew. Eminenz anzubieten? — versetzte die Prinzessin anmuthig.

— Etwas Bordeauxwein, wenn Sie die Güte haben wollen.

Da der Vater Aigrigny sich eben anschickte dem Cardinal einzuschenken, machte ihm die Prinzessin das Vergnügen streitig.

— Ohne Zweifel werden Ew. Eminenz mir Ihre Billigung geben, — sagte Aigrigny zum Cardinal, während dieser bedächtig die kleinen Austernpasteten verzehrte, — ich habe nicht geglaubt, zu heute Monseigneur den Bischof von Mojador, sowie Monseigneur den Erzbischof von Nanterre und unsere fromme Mutter Perpetua vom Kloster St. Marie hierher berufen zu müssen, da das Gespräch, welches wir mit Sr. Ehrwürden dem Vater Rodin und mit dem Abbé Gabriel haben werden, nur ein ganz vertrauliches und geheimes sein soll.

— Unser sehr lieber Vater hat vollkommen Recht gehabt, — sagte der Cardinal, — denn obwohl wegen ihrer möglichen Folgen diese Rennepont'sche Angelegenheit die ganze römisch-katholische Kirche interessirt, so giebt es doch gewisse Dinge, welche man geheim halten muß.

— Deshalb will ich auch die Gelegenheit ergreifen, Ew. Eminenz zu danken, daß Sie eine Ausnahme zu Gunsten einer sehr unbedeutenden und sehr demüthigen Dienerin der Kirche gemacht haben, — sagte die Prinzessin zum Cardinal, indem sie eine ehrfurchtsvolle und tiefe Verbeugung machte.

— Das ist Nichts als Schuldigkeit, Frau Prinzessin, — antwortete der Cardinal sich verbeugend, nachdem er sein leeres Glas auf den Tisch gesetzt; — wir wissen sehr gut, wie viel die Kirche Ihnen wegen der heilsamen Richtung verdankt, welche Sie den religiösen Stiftern geben, deren Beschützerin Sie sind.

— Was das anbetrifft, kann Ew. Eminenz überzeugt sein, daß ich jedem Armen Unterstützung versagen lasse, der sich nicht durch einen Beichtschein ausweisen kann.

— Und blos auf diese Weise, Madame, — versetzte der

Cardinal, indem er sich diesmal durch einen einladenden Bissen Krebsschwänze verführen ließ, — und blos auf diese Weise hat die Barmherzigkeit einen Sinn. Ich kümmere mich nicht darum, ob die Gottlosigkeit Hunger hat . . . die Frömmigkeit, das ist etwas Anderes . . . — und der Prälat verschlang schnell seinen Bissen. — Uebrigens, — versetzte er, — wissen wir auch, mit welchem glühenden Eifer Sie unerbittlich die Gottlosen und die dem Ansehen unseres heiligen Vaters sich Entgegensetzenden verfolgen.

— Ew. Eminenz können überzeugt sein, daß ich mit Herzen und Seele von ganzer Ueberzeugung römisch bin; ich mache keinen Unterschied zwischen einem Gallicaner und einem Türken, — sagte die Prinzessin kühn.

— Die Frau Prinzessin hat Recht, — sagte der belgische Bischof, — ich möchte noch mehr sagen, ein Gallicaner muß der Kirche verhaßter sein, als ein Heide, und ich bin in dieser Beziehung der Ansicht Ludwig's XIV. Man bat ihn für einen Mann an seinem Hofe um eine Gunst. — Niemals, — sagte der große König, — der Mann ist Jansenist. — Er, Sire? Er ist ja Atheist. — Dann ist es etwas Anderes, ich gewähre die Gunst, — sagte der König.

Dieser kleine bischöfliche Scherz erregte ziemliches Gelächter. Darauf versetzte der Vater Aigrigny, gegen den Cardinal gewandt, ernsthaft:

— Unglücklicher Weise aber, wie ich Ew. Eminenz sogleich in Bezug auf den Abbé Gabriel zeigen werde, würde der untere Clerus sehr bald vom Gallicanismus und der Empörung gegen Das angesteckt werden, was er den Despotismus der Bischöfe nennt, wenn man nicht äußerst wachsam dabei wäre.

— Um Dem abzuhelfen, — versetzte der Cardinal, — müssen die Bischöfe ihre Strenge verdoppeln und sich stets daran erinnern, daß sie Römer sind, ehe sie Franzosen sein können, denn in Frankreich repräsentiren sie Rom, den heiligen Vater und die Interessen der Kirche, wie ein Gesandter im Auslande sein Vaterland, seinen Herrn und die Interessen seiner Nation.

— Das springt in's Auge, — sagte der Vater Aigrigny, — deshalb hoffen wir auch, daß, Dank dem kräftigen Aufschwunge,

welchen Ew. Eminenz dem Episcopate geben wollen, wir die Freiheit des Unterrichts erlangen werden; dann werden wir anstatt junger, von der Philosophie und von thörichtem Patriotismus angesteckter Franzosen gute, römische Katholiken bekommen, welche, sehr gehorsam und gut geschult, auf diese Weise die ehrfurchtsvollen Unterthanen unseres heiligen Vaters werden.

— Und auf diese Weise, — versetzte der belgische Bischof lächelnd, — könnte nach einer gewissen Zeit, wenn unser heiliger Vater vielleicht einmal die Katholiken Frankreichs ihres Gehorsams gegen die bestehende weltliche Macht entbinden wollte, eine andere Macht anerkannt und derselben sogleich eine bedeutende katholische und ganz ausgebildete Partei zugesichert werden.

Dies sagend wischte sich der Bischof den Schweiß von der Stirn und suchte in einem der mit Chocolade-Eis gefüllten Gefäße etwas Sibirien.

— Und eine Macht zeigt sich stets für ein solches Geschenk sehr dankbar, — sagte die Prinzessin auch lächelnd, — und bewilligt der Kirche dann große Gerechtsame.

— Und so nimmt die Kirche den Platz ein, welchen sie einnehmen muß und den sie unglücklicher Weise in Frankreich in diesen Zeiten der Gottlosigkeit und Anarchie nicht inne hat, — sagte der Cardinal. — Zum Glück habe ich auf meinem Wege eine gute Anzahl Prälaten gesprochen, deren Lauheit ich getadelt und deren Eifer ich angestachelt habe, ... indem ich ihnen im Namen des heiligen Vaters anempfahl, die Freiheit der Presse und der Cultur offen und kühn anzugreifen, obgleich dieselbe von abscheulichen, revolutionären Gesetzen anerkannt ist.

— O, Ew. Eminenz haben sich also nicht vor den furchtbaren Gefahren, vor den grausamen Martern gescheut, welchen unsere Prälaten ausgesetzt sein werden, sobald sie dem Befehle gehorchen? — sagte die Prinzessin lustig. — Und diese furchtbaren Klagen wegen Mißbrauch, Monsignore, denn genau besehen, wenn Ew. Eminenz in Frankreich residirten, würden Sie die Gesetze des Landes angreifen, ... wie diese Raçe von Advocaten und Parlamentsschwätzern zu sagen pflegt. Und dann, wie schrecklich, dann würde der Staatsrath erklären, daß in Ihrem Befehle ein Amts-

mißbrauch sei, Monsignore, ein Uebergriff der Gewalt, begreifen Sie wohl, was darin Schreckliches für einen Kirchenfürsten liegt, der, auf seinem Throne sitzend, von seinen Würdenträgern und Kapiteln umgeben, von ferne einige Dutzend atheistischer Bureaukraten mit blauer und schwarzer Uniform in allen Stimmen, vom Falsett bis zum Baß schreien hört: Es ist ein Mißbrauch, es ist ein Mißbrauch! In der That, wenn irgendwo Mißbrauch ist, so findet man denselben nur bei diesen Leuten, einen Mißbrauch der Lächerlichkeit nämlich.

Dieser Scherz der Prinzessin wurde mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen.

Der belgische Bischof versetzte:

— Ich meines Theils finde, daß diese stolzen Vertheidiger der Gesetze, während sie sich ungeheuer aufblasen, doch mit einer vollkommen christlichen Demuth verfahren. Ein Prälat setzt ihrer Gottlosigkeit auf die härteste Weise zu und sie antworten bescheiden, indem sie eine Verbeugung machen: O, Monsignore, das ist Mißbrauch.

Abermaliges Gelächter folgte diesem Spaße.

— Man muß ihnen wohl das Vergnügen dieser unschuldigen Schreiereien von Schülern lassen, welche durch die strenge Ruthe des Schulmeisters belästigt werden, —sagte der Cardinal lächelnd. — Wir werden stets dabei sein, ihnen zum Trotz und gegen ihre Absichten ... erstens, weil wir mehr als sie selbst auf ihr Seelenheil bedacht sind, dann, weil die Staatsgewalt uns stets nöthig haben wird, ihr die Weihe zu geben und den Volksgeist zu zügeln. Während übrigens die Advocaten, die Parlamentsredner und die Atheisten der Universität das Geschrei ohnmächtigen Hasses laut werden lassen, nähern sich die wahrhaft christlichen Seelen und verbinden sich gegen die Gottlosigkeit. Als ich durch Lyon kam, bin ich tief gerührt worden... Das ist ja eine wahrhaft römische Stadt: Brüderschaften, Büßer, Stifter von allen Arten... Nichts fehlt, und was noch mehr sagen will, mehr als 300,000 Thaler Schenkungen in einem Jahre an den Clerus... O, Lyon ist die würdige Hauptstadt des katholischen Frankreichs... 300,000 Thaler jährliche Schenkungen, das muß die Gottlosigkeit niederschmet-

tern. 300,000 Thaler! Was werden die Herren Philosophen darauf antworten?

— Unglücklicher Weise, Monsignore, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon, ich muß sogar Ew. Eminenz davon unterrichten, daß sich ein sehr ernstes Zeichen der Zeit kund giebt. Einige Mitglieder des niederen Clerus nehmen sich heraus, gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen, dessen Armuth und Entbehrungen zu theilen und bereiten sich darauf vor, im Namen der evangelischen Gleichheit gegen Das Einspruch zu thun, was sie die despotische Aristokratie der Bischöfe nennen.

— Wenn sie diese Kühnheit hätten, — rief der Cardinal, — wäre keine Acht, keine Strafe streng genug für eine solche Rebellion!

— Sie wagen noch mehr, Monsignore... Einige denken sogar daran, ein Schisma zu bewerkstelligen, zu verlangen, daß die französische Kirche durchaus von Rom getrennt sein solle, unter dem Vorwande, daß der Ultramontanismus die ursprüngliche Reinheit der Vorschriften Christi verdorben und verschlechtert hat. Ein junger Priester, der früher Missionär war und jetzt Landpfarrer, der Abbé Gabriel von Rennepont, den ich durch seine Oberen nach Paris habe fordern lassen, hat sich zum Mittelpunkte einer Art von Propaganda gemacht. Er hat mehrere Geistliche der in seiner Nähe liegenden Gemeinden versammelt und, obwohl er ihnen absoluten Gehorsam gegen ihre Bischöfe anempfiehlt, sie aufgefordert, ihre Rechte als französische Bürger zu benutzen, um auf gesetzlichem Wege zu der sogenannten Befreiung des niederen Clerus zu gelangen. Denn seiner Ansicht nach sind die Sprengelpriester der Willkür der Bischöfe untergeordnet, welche sie mit dem Interdict belegen und ihnen das Brod nehmen, ohne daß Jemand dagegen Einspruch thun oder sie darüber zur Rechenschaft ziehen kann.*)

*) Ein eben so ehrenwerther als verehrter Geistlicher hat uns von einem armen, jungen Priester erzählt, daß er, von seinem Bischofe ohne stichhaltigen Grund mit dem Interdict belegt, vor Hunger und Elend zu sterben im Begriff gewesen sei und so genöthigt wurde — natürlich indem er seinen heiligen Charakter verhehlte — als Kellner in einem Kaffeehause zu Lille zu dienen, wo sein Bruder eine gleiche Stellung hatte.



— Das ist ja ein katholischer Luther, dieser junge Mann, — sagte der Bischof.

Und auf den Zehen gehend goß er sich ein herrliches Glas Madeira ein, in das er einen Bischofsstab von Marzipan tauchte.

Durch das Beispiel angeregt, hielt der Cardinal unter dem Vorwande, am Feuer des Kamins seine stets frierenden Füße sich zu wärmen, es für angemessen, sich ein Glas vortrefflichen alten Mallaga's zu gönnen, das er schluckweise mit der Miene tiefen Nachdenkens auskostete; darauf versetzte er:

— So macht sich also dieser Abbé Gabriel zum Reformator. Er muß ehrgeizig sein. Ist er gefährlich?

— Auf unsere Anfrage haben seine Oberen ihn allerdings so beurtheilt; man hat ihm befohlen, sich hierher zu verfügen; er wird sogleich kommen und ich werde Ew. Eminenz sagen, weshalb ich ihn entboten habe, aber vorher theile ich Ihnen eine Notiz mit, welche in wenigen Zügen die verderblichen Bestrebungen des Abbé Gabriel auseinandersetzt. Man hat ihm über mehrere seiner Handlungen die folgenden Fragen vorgelegt. Er hat so geantwortet, wie hier geschrieben steht, und in Folge dieser Antworten haben seine Vorgesetzten ihn abberufen.

Dies sagend, nahm der Vater Aigrigny aus seiner Brieftasche ein Papier, von welchem er Folgendes ablas.

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie einem Einwohner Ihres Sprengels, „der in der abscheulichsten Unbußfertigkeit gestorben war, da er sich „selbst getödtet hatte, die kirchlichen Ehren erzeigt haben?“

Antwort des Abbé Gabriel:

„Ich habe ihm die letzten Ehren erzeigt, weil er mehr als „jeder Andere wegen seines schuldvollen Absterbens der Gebete der „Kirche bedurfte; während der Nachtwache, welche auf seine Be„erdigung gefolgt ist, habe ich für ihn noch die göttliche Barmher„zigkeit angefleht.“

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie vergoldete Gefäße und verschiedene „Verschönerungen zurückgewiesen haben, mit denen eines Ihrer

„Beichtkinder, von frommem Eifer getrieben, Ihre Kirche beschenken „wollte?"

Antwort:

„Ich habe diese vergoldeten Gefäße und die Verschönerungen „zurückgewiesen, weil das Haus des Herrn stets demüthig und ohne „Prunk sein soll, um unaufhörlich die Frommen daran zu erinnern, „daß der göttliche Heiland in einem Stalle geboren ist; ich habe „die Person, welche meinem Sprengel diese unnützen Geschenke „hat machen wollen, aufgefordert, dieses Geld zu wohlangewandten „Almosen zu benutzen, indem ich ihr versicherte, das würde dem „Herrn angenehmer sein."

— Das ist ja die bitterste und heftigste Declamation gegen die Ausschmückung der Tempel, — rief der Cardinal. — Dieser Priester ist äußerst gefährlich. Fahren Sie fort, mein sehr lieber Vater.

Und in seiner Entrüstung verzehrte Se. Eminenz mehrere Portionen Erdbeeren.

Der Vater Aigrigny fuhr fort:

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie in Ihrer Pfarre einen Dorfbewoh„ner, einen Schweizer von Geburt und dem protestantischen Glau„ben angehörend, beherbergt und mehrere Tage hindurch gepflegt „haben? Ist es wahr, daß Sie nicht blos nicht versucht haben, „ihn zur römisch-katholisch-apostolischen Religion zu bekehren, son„dern daß Sie Ihre Pflichtvergessenheit so weit getrieben haben, „diesen Ketzer auf dem für unsere fromme Gemeinschaft bestimmten „Kirchhofe zu begraben?"

Antwort:

„Einer meiner Brüder war ohne Obdach. Er hatte ein an„ständiges und arbeitsames Leben geführt. Alt geworden, fehlten „ihm die Kräfte zur Arbeit; darauf wurde er auch noch krank und „nun vertrieb ihn aus seiner Hütte ein unbarmherziger Mensch, „dem er ein Jahr Miethe schuldig war; ich habe diesen Greis in „meinem Hause aufgenommen und ihn in seinen letzten Tagen ge-

„tröstet. Dieses arme Geschöpf hatte sein ganzes Leben lang ge„litten und gearbeitet und im Augenblicke des Todes entfuhr ihm „nicht ein Wort der Bitterkeit gegen sein Schicksal. Er empfahl „sich Gott und küßte fromm das Crucifix. Und seine reine, un„verdorbene Seele hauchte er in Gott aus . . . ich habe seine Au„gen mit Ehrfurcht geschlossen, habe ihn selbst begraben, für ihn „gebetet, und obgleich er im protestantischen Glauben gestorben, „habe ich ihn doch für würdig gehalten, auf den Friedhof zu „kommen."

— Immer besser, — sagte der Cardinal, — es ist ja eine fürchterliche Duldsamkeit, — das ist ein abscheulicher Angriff gegen jene Maxime, in welcher der ganze Katholicismus liegt: Außerhalb der Kirche kein Heil.

— Alles das ist um so wichtiger, Monsignore, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — als die ganz christliche Sanftmuth, Barmherzigkeit und Frömmigkeit des Abbé Gabriel nicht blos in seiner Gemeinde, sondern auch in den umgebenden eine wahre Begeisterung hervorgebracht hat. Die Geistlichen der benachbarten Sprengel haben der allgemeinen Verlockung nachgegeben und man muß gestehen, ohne seine Mäßigung würde es zu einem wahren Schisma gekommen sein.

— Aber was hoffen Sie, indem Sie ihn hierherführen? — sagte der Prälat.

— Die Stellung des Abbé Gabriel ist eine zusammengesetzte: erstens, als Erbe der Familie Rennepont...

— Er hat doch seine Rechte cedirt? — fragte der Cardinal.

— Ja, Monsignore, und diese Cession, welche erst der Form nach ungültig war, ist seit Kurzem und zwar, wie ich eingestehen muß, ganz mit seiner Zustimmung, vollkommen in Ordnung gebracht worden, denn er hatte geschworen, was auch kommen möge, der Gesellschaft Jesu seinen Antheil an diesem Vermögen vollkommen abzutreten. Nichts desto weniger glaubt Se. Ehrwürden, der Vater Rodin, daß man, wenn Ew. Eminenz dem Abbé Gabriel vorstellten, daß er von seinen Vorgesetzten abberufen werden würde und ihm eine bedeutende Stellung in Rom vorschlügen, vielleicht ihn veranlassen könnten, Frankreich zu verlassen und in ihm ehr-

geizige Gefühle aufregen, die wahrscheinlich nur schlummern, denn wie Ew. Eminenz sehr umsichtig bemerkten, muß jeder Reformator ehrgeizig sein.

— Ich billige diese Idee, — sagte der Cardinal nach einem Augenblicke Nachdenkens. Bei seinem Verdienste, seiner Gabe auf die Menschen zu wirken, kann der Abbé Gabriel, wenn er gefügig ist, es sehr weit bringen, und ist er es nicht, so ist es zum Heil der Kirche besser, wenn er sich zu Rom befindet, als hier;... denn in Rom haben wir, wie Sie wissen, mein sehr lieber Vater, Garantien, welche Sie unglücklicherweise in Frankreich nicht haben. *)

Nach einer Pause sagte der Cardinal plötzlich zum Vater Aigrigny:

— Da wir gerade vom Vater Rodin sprechen... offen gestanden, was halten sie von ihm?

— Ew. Eminenz kennen seine Fähigkeit, — sagte Aigrigny mit gezwungener, mißtrauischer Miene; — unser ehrwürdiger Vater General...

— Hat ihm den Auftrag gegeben, an Ihre Stelle zu treten, — sagte der Cardinal, — ich weiß das; er hat es mir in Rom gesagt. Aber was halten Sie von dem Charakter des Pater Rodin?... Kann man ihm vollkommen blinden Glauben schenken?

— Er hat einen so scharfen, so selbstständigen, so geheimnißvollen und durchdringenden Geist, — sagte Aigrigny zaudernd, — daß es schwer ist, ein sicheres Urtheil über ihn zu fällen.

— Halten Sie ihn für ehrgeizig? — sagte der Cardinal nach abermaliger Pause... — Halten Sie ihn nicht für fähig, noch andere Ziele zu haben, als den größeren Ruhm seiner Gesellschaft?... Ich habe Gründe, so mit Ihnen zu sprechen... — fügte der Prälat absichtlich hinzu.

— Aber, — versetzte der Abbé von Aigrigny nicht ohne Mißtrauen, denn Leute von derselben Art sehen sich unter einander außerordentlich vor, — wie denken denn Ew. Eminenz selbst über

*) Es ist bekannt, daß noch zu dieser Stunde (1843) die Inquisition und die sogenannten Reclusionen in pace zu Rom existiren.



ihn, theils aus eigner Anschauung, theils nach den Berichten des Vater General?

— Nun, ich meine, daß seine anscheinende Hingebung an den Orden irgend einen hinterhaltigen Gedanken verbirgt, man müßte um jeden Preis denselben zu erforschen suchen... denn seit dem Einflusse, den er sich seit langer Zeit in Rom verschafft hat, und dem ich auf die Spur gekommen bin, könnte er eines Tages und zu einem gewissen Zeitpunkte außerordentlich zu fürchten sein.

— Nun gut, — rief der Abbé von Aigrigny aus und ließ sich von seiner Eifersucht gegen Rodin hinreißen, — ich bin in dieser Beziehung der Ansicht Ew. Eminenz, denn mitunter habe ich bei ihm Auflodern von so großem als erschrecklichem Ehrgeize bemerkt und wenn ich Ew. Eminenz Alles sagen soll...

Der Vater Aigrigny konnte nicht fortfahren.

Madame Grivois öffnete in diesem Augenblicke, nachdem sie geklopft hatte, die Thür halb und winkte ihrer Herrin zu.

Die Prinzessin antwortete mit Kopfnicken.

Madame Grivois ging wieder hinaus.

Eine Secunde darauf trat Rodin in den Saal.

---

# Sechszehntes Kapitel.

## Die Rechenschaft.



Bei Rodin's Eintritt erhoben sich die beiden Prälaten und der Abbé von Aigrigny unwillkürlich, so sehr imponirte ihnen die wirkliche Ueberlegenheit dieses Mannes; ihre noch eben den Ausdruck des Mißtrauens und der Eifersucht tragenden Gesichter glätteten sich plötzlich und schienen dem ehrwürdigen Vater Rodin mit liebreicher Ehrfurcht entgegen zu lächeln; die Prinzessin ging ihm einige Schritte entgegen.

Rodin, der noch immer schmierig gekleidet war, ließ auf dem reichen Teppich die schmutzigen Spuren seiner groben Schuhe zurück, stellte seinen Regenschirm in eine Ecke und näherte sich dem Tische nicht mit seiner gewöhnlichen Demuth, sondern erhobenen Hauptes, mit freiem Schritte und sicherem Blicke; er fühlte sich nicht blos in der Mitte der Seinigen, sondern hatte auch das Bewußtsein, sie durch seine Geisteskraft zu beherrschen.

— Wir sprachen von Ew. Ehrwürden, mein sehr lieber Vater, — sagte der Cardinal mit reizender Freundlichkeit.

— So, — sagte Rodin, indem er den Prälaten fest ansah, — und was sagte man?

— Nun, — versetzte der belgische Bischof, — Alles Gute, was man von Ew. Ehrwürden sagen kann...

— Werden Sie nicht etwas zu sich nehmen, mein sehr lieber Vater? — sagte die Prinzessin zu Rodin, indem sie auf das reichliche Büffet zeigte.

— Ich danke, Madame, ich habe heute Morgen schon meine Radieschen gegessen.

— Mein Secretär, der Abbé Berlini, der heute Morgen bei Ihrem Mahle zugegen gewesen ist, hat mich in der That von der Mäßigkeit Ew. Ehrwürden in Kenntniß gesetzt, — sagte der Prälat. — Dieselbe ist eines Anachoreten würdig.

— Ob wir nicht lieber von Geschäften sprächen? — sagte Rodin abbrechend, als Mann, der gewohnt ist, die Discussion zu beherrschen und zu leiten.

— Wir werden uns stets sehr glücklich preisen, Sie zu hören, — sagte der Prälat. — Ew. Ehrwürden haben selbst diesen Tag festgesetzt, um uns von der großen Rennepont'schen Angelegenheit zu unterhalten, sie ist so wichtig, daß sie einen großen Antheil an meiner Reise nach Frankreich hat,... denn die Interessen der sehr ruhmreichen Gesellschaft Jesu, deren Genosse zu sein ich die Ehre habe, zu unterstützen, heißt die Interessen Roms unterstützen und ich habe dem Ehrwürdigen Vater General versprochen, mich ganz und gar zu Ihren Diensten zu stellen.

— Ich kann nur wiederholen, was Se. Eminenz gesagt hat, — sagte der Bischof, — wir sind zusammen von Rom abgereist und haben dieselben Ansichten über die Sache.

— Gewiß, — sagte Rodin, indem er sich an den Cardinal wandte, — Ew. Ehrwürden können unsrer Sache dienen... und zwar sehr stark... Ich werde Ihnen sogleich sagen auf welche Weise...

Darauf wandte er sich an die Prinzessin:

— Ich habe dem Doctor Baleinier sagen lassen, er möge

hierher kommen, denn es wird gut sein, ihn von gewissen Dingen zu unterrichten.

— Man wird ihn wie gewöhnlich einlassen, — sagte die Prinzessin.

Seit der Ankunft Rodin's hatte der Abbé von Aigrigny Stillschweigen beobachtet; er schien von bittern Gefühlen beherrscht und einen innerlich heftigen Kampf zu kämpfen. Endlich stand er halb auf und sagte zu dem Prälaten:

— Ich will Ew. Eminenz nicht bitten, Richter zwischen Sr. Ehrwürden, dem Vater Rodin und zwischen mir zu sein; unser General hat gesprochen und ich habe gehorcht. Aber da Ew. Eminenz bald unsern Vorgesetzten wiedersehen werden, so wünschte ich, wenn mir diese Gunst gewährt würde, daß Sie getreu die Antworten ihm berichten könnten, welche der ehrwürdige Vater Rodin auf einige meiner Fragen geben wird.

Der Prälat verneigte sich.

Rodin betrachtete den Abbé von Aigrigny mit verwunderter Miene und sagte kurz zu ihm:

— Das ist eine abgemachte Sache ... Wozu sollen diese Fragen nützen?

— Nicht, um meine Unschuld herauszustellen, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — sondern um den Stand der Dinge in den Augen Sr. Eminenz scharf zu begrenzen.

— Nun, dann sprechen Sie ... aber vor allen Dingen keine unnützen Worte; — darauf zog Rodin seine dicke silberne Uhr, sah nach derselben und fügte hinzu: — Ich muß um zwei Uhr in St. Sulpice sein.

— Ich werde so kurz als möglich sein, — sagte Aigrigny mit verhaltenem Aerger und versetzte, sich an Rodin wendend: — Als Ew. Ehrwürden Ihr Handeln an die Stelle des meinigen treten lassen zu müssen glaubten, indem Sie vielleicht sehr streng die Weise tadelten, wie ich die mir anvertrauten Interessen geleitet hatte ... waren diese Interessen, wie ich offen eingestehen will, gefährdet ...

— Gefährdet? — versetzte Rodin ironisch; — sagen Sie





doch: verloren... da Sie mir befohlen hatten, man müsse nach Rom schreiben, es sei auf jede Hoffnung zu verzichten.

— Das ist die Wahrheit, — sagte Aigrigny.

— Ich habe also, — fuhr Rodin ironisch fort, — einen durchaus verzweifelten, von den ... besten Aerzten aufgegebenen Kranken wieder in's Leben zurückzurufen unternommen. Fahren Sie fort.

Und seine beiden Hände in die Taschen seines Pantalons steckend, sah er Aigrigny gerade in's Gesicht.

— Ew. Ehrwürden haben mich hart getadelt, — versetzte der Vater Aigrigny, — nicht deshalb, daß ich auf alle mögliche Weise gesucht habe, die unserer Gesellschaft auf abscheuliche Weise entrissenen Güter wieder zu erlangen...

— Alle Ihre Casuisten berechtigen Sie mit Grund dazu, — sagte der Cardinal, — die Texte sind klar und bestimmt, Sie haben vollkommen das Recht, per fas aut nefas ein Gut wieder zu erringen, welches man Ihnen hinterlistigerweise entrissen hat.

— Daher, — versetzte der Abbé von Aigrigny, — hat Se. Ehrwürden, der Vater Rodin, mir blos die militärische Rohheit meiner Mittel vorgeworfen, ihre Gewaltsamkeit, die in gefährlicher Uneinigkeit mit den Sitten der Zeit sei... Gut... aber erstens konnte ich gesetzlich nicht der Gegenstand irgend einer Verfolgung sein, und dann bestätigte und krönte der Erfolg, wenn nicht ein Umstand von unerhörter Seltenheit dazu gekommen wäre, durchaus den Gang, welchen ich angenommen, so brutal und so roh er auch gewesen sein möge... Darf ich nun aber wohl Ew. Ehrwürden fragen...

— Was ich mehr gethan habe, als Sie? — sagte Rodin zu dem Abbé von Aigrigny, indem er von seiner übermüthigen Gewohnheit des Unterbrechens Gebrauch machte, — was ich besser gemacht, als Sie? auf welche Weise ich die Rennepont'sche Angelegenheit gefördert habe, nachdem ich sie von Ihnen in verzweifeltem Zustande überkommen? Ist es Das, was Sie zu wissen wünschen?

— Allerdings, — sagte der Abbé von Aigrigny kurz.

— Nun gut, ich gestehe es, — versetzte Rodin mit spötti-



schem Tone, — so viel große, grobe, Unruhe verursachende Dinge Sie ausgeführt haben... eben so kleine, kindische, verborgene habe ich zu Tage gefördert! Mein Gott ja, ich, der ich es wagte, mich für einen Mann von großartiger Anschauung und Tendenz hinzustellen, Sie können es kaum glauben, was für ein thörichtes Gewerbe ich seit sechs Wochen treibe.

— Wie sehr verdient auch ein solcher Vorwurf scheinen möge, ich würde mir nicht erlaubt haben, ihn an Ew. Ehrwürden zu richten, — sagte der Abbé von Aigrigny mit bitterem Lächeln.

— Ein Vorwurf? — sagte Rodin die Achsel zuckend, — ein Vorwurf? Darin liegt das ganze Urtheil über Sie. Wissen Sie, was ich vor sechs Wochen über Sie schrieb? Folgendes: „Der Vater Aigrigny hat vortreffliche Eigenschaften, er wird mir „sehr große Dienste leisten" — und von morgen ab werde ich sie sehr thätig verwenden, — schob Rodin ein, — aber ich fügte hinzu: „er ist indeß nicht groß genug, um sich bei Gelegenheit klein „zu machen." ... Verstehen Sie?

— Nicht ganz, — sagte der Abbé von Aigrigny erröthend.

— Desto schlimmer für Sie, — versetzte Rodin, — das beweist nur, daß ich Recht hatte. Nun gut, da ich es denn sagen muß, so hatte ich meinestheils Geist genug, um sechs Wochen hindurch das thörichtste Gewerbe von der Welt zu treiben... Ja, wie Sie mich hier gesehen, habe ich mit einer Grisette geschwatzt; mit einem jungen, überspannten Mädchen von Fortschritt, Humanität, Freiheit, Emancipation des Weibes gesprochen; mit einem alten bornirten Soldaten vom großen Napoleon und bonapartistischer Vergötterung; vom kaiserlichen Ruhme, Erniedrigung Frankreichs, Hoffnung auf den König von Rom mit einem Marschall von Frankreich, einem ganz guten Menschen, der, wenn sein Herz voller Bewunderung für den Thronenräuber ist, der in St. Helena Strafgefangener war, einen so hohlen und wie eine Kriegstrompete klangvollen Kopf hat, daß man in diesen Kasten ohne Gehirn nur kriegerische oder patriotische Noten zu blasen braucht, daß es sogleich betäubende Fanfaren giebt, ohne daß man weiß, zu wessen Gunsten, weshalb und wie so. Ich habe noch mehr gethan, meiner Treu, mit einem jungen wilden Tiger über Liebeleien gesprochen.

Sagt' ich es Ihnen nicht, wie beklagenswerth es sei, einen etwas verständigen Mann sich so klein machen, sich durch alle diese kleinen Mittel so erniedrigen zu sehen, um die tausend Fäden dieses unsichtbaren Gewebes in einander zu verschlingen? Nicht wahr, es ist ein schlechter Anblick, die Spinne hartnäckig an ihrem Gewebe arbeiten... höchst uninteressant, ein häßliches, kleines, schwarzes Thier Faden nach Faden ziehen zu sehen, hier und dort anknüpfend, verstärkend, andere wieder länger spinnend! Sie zucken die Achsel, aber kommen Sie zwei Stunden später, was finden Sie da? Das kleine schwarze Thierchen wohl gesättigt und gefüllt und in seinem Gewebe ein Dutzend thörichter Fliegen, die so umschlungen, so geknebelt sind, daß das kleine schwarze Thier nach seiner Bequemlichkeit nur Augenblick und Stunde zum Essen zu wählen braucht...

Bei diesen Worten lächelte Rodin auf seltsame Weise; seine gewöhnlich von den durchsichtigen Augenlidern halb verdeckten Augen öffneten sich ganz weit und schienen mehr als gewöhnlich zu glänzen; der Jesuit empfand seit einigen Augenblicken eine Art fiebrischer Aufregung, er schrieb dieselbe dem Kampfe zu, welchen er vor diesen bedeutenden Personen unterhielt, die schon den Einfluß seines originellen und schneidenden Wortes empfanden.

Der Abbé von Aigrigny begann zu bedauern, daß er sich in diesen Kampf eingelassen, indessen versetzte er doch mit schlecht verhehlter Ironie:

— Ich bestreite durchaus nicht die Kleinheit Ihrer Mittel, ich bin darin mit Ihnen einig, daß sie sehr kindisch, sehr gewöhnlich sind, aber das reicht gewiß durchaus nicht hin, um uns einen hohen Begriff von Ihrem Verdienste zu geben. Ich möchte mir daher erlauben Sie zu fragen...

— Was diese Mittel bewirkt haben? — versetzte Rodin mit einer Gereiztheit, die ihm nicht gewöhnlich war. — Sehen Sie nur in mein Spinnennetz und Sie werden jenes schöne und übermüthige junge Mädchen, das vor sechs Wochen noch auf ihre Schönheit und ihren Geist, ihre Kühnheit so stolz war, jetzt bleich, niedergeschlagen sehen, sie ist im Herzen tödtlich getroffen.

— Aber dieser Anfall ritterlicher Unerschrockenheit des jungen

indischen Prinzen, welcher ganz Paris aufgeregt hat, — sagte die Prinzessin, — Fräulein von Cardoville muß doch wohl davon gerührt worden sein? . . .

— Ja, aber ich habe die Wirkung dieser bornirten und wilden Ergebenheit aufgehoben, indem ich dem jungen Mädchen bewies, daß es nicht genüge, schwarze Panther zu tödten, um zu beweisen, daß man ein zarter, empfänglicher und treuer Liebhaber ist.

— Sei es, — sagte der Abbé von Aigrigny. — Es ist also nun eine vollendete Thatsache: Fräulein von Cardoville ist im Herzen verwundet.

— Was ergiebt sich aber daraus für die Interessen der Rennepont'schen Angelegenheit? — versetzte der Cardinal neugierig, indem er sich auf den Tisch stützte.

— Erstens ergiebt sich daraus, — sagte Rodin, — wenn der gefährlichste Feind, den man haben kann, tödtlich verwundet ist, verläßt er das Schlachtfeld, das ist immer schon Etwas, wie mir scheint.

— Allerdings, — sagte die Prinzessin, — die Kühnheit des Fräulein von Cardoville konnte die Seele der gegen uns gerichteten Verbindung werden.

— Gut, — versetze der Abbé von Aigrigny hartnäckig, — in dieser Beziehung ist sie nicht mehr zu fürchten, das ist ein Vortheil. Aber diese Herzenswunde wird sie nicht verhindern, zu erben.

— Wer hat Ihnen das gesagt? — fragte Rodin kalt und sicher. — Wissen Sie, warum ich so viel gethan habe, um sie zuerst gegen ihren Willen dem Prinzen Djalma nahe zu bringen und sie dann abermals wider ihren Willen von ihm zu entfernen?

— Ich frage Sie, — sagte der Abbé von Aigrigny, — auf welche Weise dieser Sturm der Leidenschaften Fräulein von Cardoville und den Prinzen verhindern wird, zu erben?

— Kommt der Blitz, der trifft und vernichtet, von einem heitern oder einem stürmischen Himmel? — sagte Rodin mit verächtlichem Tone. — Beruhigen Sie sich, ich werde schon wissen, wo ich den Blitzableiter anzuwenden habe. Was Herrn Hardy anbetrifft, so lebte dieser Mann für drei Dinge, — für seine Arbeiter,



— für einen Freund, — für eine Geliebte! — Er hat drei Stiche mitten in's Herz bekommen.' Ich ziele immer nach dem Herzen, das ist gesetzlich und ist sicher.

— Das ist gesetzlich, sicher und ist lobenswerth, — sagte der Bischof, — denn wenn ich recht gehört habe, hatte dieser Fabrikant eine Concubine... und es ist wohlgethan, sich zur Bestrafung eines bösen Menschen einer schlechten Leidenschaft zu bedienen.

— Das springt in die Augen, — fügte der Cardinal hinzu, — sie haben schlechte Leidenschaften,... man bedient sich derselben... das ist ihr Fehler.

— Unsere fromme Mutter Perpetua, — sagte die Prinzessin, — hat mit allen ihren Kräften zur Entdeckung dieses abscheulichen Ehebruchs beigetragen.

— Herr Hardy ist also in seinen theuersten Neigungen verletzt, das gebe ich zu, — sagte der Abbé von Aigrigny, der nur Schritt für Schritt sich vom Terrain zurückdrängen ließ. — Er ist auch in seinem Vermögenszustande betroffen... aber er wird nun um so eifriger hinter dieser ungeheuren Erbschaft her sein...

Dieses Argument schien den beiden Prälaten und der Prinzessin sehr ernsthaft; Alle sahen Rodin mit lebhafter Neugierde an; anstatt zu antworten, ging dieser nach dem Büffet, sah, trotz seiner gewöhnlichen stoischen Mäßigkeit und trotz seines Abscheues gegen den Wein, die Flaschen an und sagte:

— Was ist da drinnen?

— Bordeauxwein und Sherry, — sagte Frau von St. Dizier und wunderte sich über den plötzlichen Appetit Rodin's.

Dieser nahm die erste beste Flasche, goß sich ein Glas Madeira ein und trank es mit einem Zuge aus. Seit einigen Augenblicken schauerte es ihn mehrmals auf seltsame Weise. Diesem Schauer war eine Art Schwäche gefolgt, er hoffte, der Wein würde ihn wieder beleben.

Nachdem er sich die Lippen mit dem Rücken seiner schmutzigen Hand abgewischt hatte, ging er wieder zum Bischofe und wandte sich an den Abbé von Aigrigny.

— Was sagten Sie mir in Bezug auf Herrn Hardy?

— Daß er durch den Ruin seines Vermögens veranlaßt

werden würde, hinter der ungeheuren Erbschaft um so eifriger her zu sein, — wiederholte der Abbé von Aigrigny, innerlich über den gebieterischen Ton seines Vorgesetzten beleidigt.

— Herr Hardy sollte an Geld denken? — sagte Rodin die Achseln zuckend, — denkt er überhaupt nur an irgend etwas? Alles ist in ihm gebrochen. Gleichgültig gegen alle Dinge, welche das Leben betreffen, ist er in eine Starrheit gesunken, aus welcher er nur herauskommt, um in Thränen auszubrechen; dann spricht er mit bewußtloser Güte zu Denen, welche ihn mit der sorgsamsten Pflege umgeben — ich habe ihn in gute Hände gebracht. — Indessen beginnt er schon sich für das zärtliche Mitleid, das man gegen ihn unaufhörlich an den Tag legt, empfänglich zu zeigen ... denn er ist gut, ... vortrefflich, ... so vortrefflich als schwach, und gerade an diese Vortrefflichkeit will ich Sie weisen, Herr von Aigrigny, damit Sie vollbringen, was noch zu thun bleibt.

— Ich? — sagte der Vater von Aigrigny verwundert.

— Ja, und dann werden Sie sehen, ob das Ergebniß, welches ich erlangt habe, nicht bedeutend ist ... und ... — darauf unterbrach sich Rodin, fuhr mit der Hand über seine Stirn und sagte vor sich hin:

— Das ist seltsam.

— Was haben Sie? — sagte die Prinzessin voller Theilnahme zu ihm.

— Nichts, Madame, — versetzte Rodin fröstelnd. — Es ist gewiß vom Weine, den ich getrunken habe... ich bin nicht daran gewöhnt... mir thut der Kopf etwas weh... es wird vorübergehen.

— Sie haben in der That, — sagte die Prinzessin, — sehr angegriffene Augen, mein lieber Vater.

— Das kommt davon, daß ich zu anhaltend in mein Gewebe gesehen habe, — erwiederte Rodin mit unheimlichem Lächeln, — und ich muß noch tüchtig darauf hinsehen, um dem Vater Aigrigny die Augen zu öffnen, der den Kurzsichtigen spielt... muß ihm meine andern Fliegen zeigen... die beiden Töchter des Marschall Simon zum Beispiel, die von Tage zu Tage trauriger und niedergeschlagener werden und eine Mauer von Eis zwischen sich und

dem Marschall sich erheben sehen... und diesen muß man seit dem Tode seines Vaters sehen, hören, wie er zwischen zwei einander entgegengesetzten Gedanken hin- und herschwankt, heute sich für entehrt hält, wenn er dies thut und morgen wieder, wenn er es nicht thut; dieser Soldat, dieser Held des Kaiserreichs ist jetzt schwächer und unentschlossener als ein Kind... Nun... wer bleibt nun noch von dieser Familie?... Jacques Rennepont. Fragen Sie Morok nur, in welchen Zustand der Verdumpfung die Ausschweifung diesen Elenden gebracht hat, welchem Abgrunde er zustürzt!... So steht meine Rechnung... in solchem Zustande der Vereinzelung, der Vernichtung befinden sich heute alle Mitglieder der Familie, welche vor sechs Wochen so viel mächtige, kräftige Elemente vereinigte, die, wenn sie zusammen angewandt worden wären, hätten gefährlich sein müssen!... So sehen also diese Rennepont's aus, die nach dem Rath ihres ketzerischen Ahnen ihre Kräfte vereinigen sollten, um uns zu bekämpfen, zu vernichten... und sie waren außerordentlich zu fürchten... Was hatte ich gesagt? Daß ich auf ihre Leidenschaften wirken würde. Was habe ich gethan? Nichts Anderes als eben das; deshalb zappeln sie auch vergeblich in meinem Netze, das sie von allen Seiten umschlingt... sie sind mein, sage ich Ihnen... mein sind sie...

Seit einigen Augenblicken nahm das Gesicht, sowie die Stimme Rodin's, je länger er sprach, eine merkwürdige Veränderung an: seine stets so leichenhafte Gesichtsfarbe hatte sich mehr und mehr geröthet, aber ungleich, fleckenartig; ferner schienen seltsamerweise seine Augen bei immer wachsendem Glanze ihm immer tiefer in den Kopf zu sinken. Seine Stimme war kurz, schneidend, abgebrochen.

Die Verzerrung der Züge Rodin's, von der er kein Bewußtsein zu haben schien war so bedeutend, daß die andern bei diesem Auftritte gegenwärtigen Personen ihn mit einer Art Schrecken ansahen.

Rodin täuschte sich über die Ursache dieses Eindrucks, rief entrüstet mit abgebrochener Stimme und tief und schwer Athem holend aus:

— Lese ich Mitleid mit diesem gottlosen Geschlechte auf

Ihrem Gesichte? ... Mitleid mit jenem jungen Mädchen, das niemals den Fuß in eine Kirche setzt und in ihrer Wohnung heidnische Altäre errichtet? ... Mitleid für diesen Hardy, diesen sentimentalen Lästerer, diesen philanthropischen Atheisten, der keine Kapelle in seiner Fabrik hatte und es wagte, den Namen des Sokrates, Marc Aurel und Plato neben den unseres Heilands zu setzen, den er Jesus den göttlichen Philosophen nannte? ... Mitleid für diesen Indier, der ein Anhänger des Brahma ist? ... Mitleid für diese beiden Schwestern, die nicht getauft worden sind? Mitleid für jenen thierischen Jacques Rennepont, für den beschränkten kaiserlichen Soldaten, der Napoleon zum Gotte und die Tagesbefehle der großen Armee zum Evangelium hat? ... Mitleid für diese Familie von Renegaten, deren nichtswürdiger, rückfälliger Ahnherr, nicht zufrieden damit, uns unser Gut gestohlen zu haben, auch noch aus seinem Grabe heraus nach anderthalb Jahrhunderten sein verfluchtes Geschlecht aufreizt, das Haupt gegen uns zu erheben? Wie, wir sollten nicht das Recht haben, uns gegen diese Vipern zu vertheidigen, sie in ihrem eigenen Gifte zu ersticken? ... Und ich sage Ihnen, es heißt Gott dienen und ein heilsames Beispiel geben, wenn man vor Aller Augen, eben durch Entfesselung ihrer Leidenschaften, diese gottlose Familie dem Schmerze, der Verzweiflung, dem Tode weiht! ...

Während Rodin so sprach, war er schrecklich wild anzusehen, das Feuer seiner Augen wurde noch funkelnder, seine Lippen waren trocken und dürr, ein kalter Schweiß tropfte von seinen Schläfen, deren heftiges Pulsiren man bemerken konnte, ein eisiger Schauer lief ihm über den ganzen Körper: da er dieses immer stärker werdende Unwohlsein einer Schwere in den Gliedern zuschrieb, denn er hatte einen Theil der Nacht hindurch geschrieben, wollte er einer abermaligen Schwäche entgegenwirken, ging an's Büffet und goß sich noch ein Glas Wein ein, welches er mit einem Zuge austrank. Darauf kam er in dem Augenblicke zurück, wo der Cardinal ihm sagte:

— Wenn die Richtung, welche Sie in Bezug auf diese Familie eingeschlagen, noch der Rechtfertigung bedürfte, mein lieber Vater, so würden Ihre letzten Worte dieselbe siegreich dargelegt haben; ... nicht blos nach Ihren Casuisten sind Sie im vollen

Rechte, wie ich wiederholen muß, sondern in den Augen der menschlichen Gesetze ist auch nichts Tadelnswerthes darin; was die göttlichen Gesetze anbetrifft, so heißt es dem Herrn gefällig sein, wenn man den Gottlosen mit den Waffen, die er gegen sich selbst giebt, niederschmettert und vernichtet.

Gleich den andern Gegenwärtigen durch die teuflische Sicherheit Rodin's besiegt und zu einer Art scheuer Bewunderung gezwungen, sagte der Abbé von Aigrigny zu ihm:

— Ich muß es gestehen, ich habe Unrecht gehabt, daß ich an dem Geiste Ew. Ehrwürden zweifelte, ich ließ mich über die von Ihnen angewandten Mittel durch den Schein täuschen, indem ich sie einzeln stehend betrachtete und nicht die furchtbare Gesammtwirkung beurtheilte, welche Sie in der That hervorgebracht haben. Jetzt sehe ich ein, ist der Erfolg, Dank Ihrer Geschicklichkeit, nicht mehr zweifelhaft.

— Auch das ist eine Uebertreibung, — versetzte Rodin mit fieberhafter Ungeduld. — Alle diese Leidenschaften sind jetzt in Gährung, aber der Augenblick ist entscheidend, ... wie der Alchymist, der sich über seinen Tiegel beugt, in dem eine Mixtur kocht, welche ihm Schätze geben kann oder den Tod... kann ich allein jetzt...

Rodin sprach nicht aus; er fuhr plötzlich mit beiden Händen nach der Stirn und stieß einen dumpfen Schmerzensruf aus.

— Was ist Ihnen? — sagte Herr von Aigrigny, — seit einigen Augenblicken werden Sie schrecklich blaß.

— Setzen Sie sich, — sagte die Prinzessin voller Theilnahme.

— Nehmen Sie Etwas, — fügte der Bischof hinzu.

— Es wird nichts sein, — sagte Rodin, indem er sich selbst Gewalt anthat. — Ich bin nicht weichlich, Gott sei Dank. Es wird Ermüdung sein und weiter nichts, ich habe diese Nacht wenig geschlafen. Ich sagte also, daß ich allein jetzt, wie die Sachen stehen, die Angelegenheiten leiten kann, aber nicht ausführen; ... ich muß verschwinden, aber unaufhörlich in der Dunkelheit wachsam sein, aus der heraus ich alle Fäden festhalte, die ich allein wirken lassen kann, — fügte Rodin mit bewegter Stimme hinzu.

— Mein sehr lieber Vater, — sagte der Cardinal voller

Unruhe, — ich versichere Ihnen, daß Sie ernstlich unwohl sind. Ihre Blässe wird ganz erdfahl...

— Das ist möglich, — antwortete Rodin muthvoll; — aber ich lasse mich eine solche Kleinigkeit nicht anfechten ... kommen wir auf unser Geschäft zurück... Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Vater Aigrigny, wo Ihre Eigenschaften, und Sie haben sehr bedeutende, die ich niemals verleugnet habe, mir von großem Nutzen sein können. Es fehlt Ihnen nicht an Verführungskunst, einem gewissen Zauber eindringlicher Beredtsamkeit, Sie müssen daher ...

Rodin unterbrach sich nochmals.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, die Füße wollten ihm den Dienst versagen und er versetzte trotz seiner unzähmbaren Geisteskraft:

— Ich muß gestehen, mir ist nicht wohl; und doch fühlte ich mich heute Morgen so gesund als nur jemals;... ich zittere wider meinen Willen und bin ganz eisig.

— Nähern Sie sich dem Feuer; ... es ist ein plötzlicher Anfall, — sagte der Bischof, indem er mit heldenmüthiger Aufopferung ihm den Arm gab. — Es wird keine Folgen haben.

— Wenn Sie irgend ein warmes Getränk nähmen, — sagte die Prinzessin, — eine Tasse Thee vielleicht. — Glücklicherweise muß Herr Baleinier bald kommen, er wird uns über dieses Unwohlsein beruhigen ...

— In der Thal, es ist unerklärlich, — sagte der Prälat.

Bei diesen Worten des Cardinals wandte Rodin, der sich mühsam dem Feuer genähert hatte, die Blicke auf den Prälaten und sah ihn auf seltsame Weise starr an. Darauf rüstete er sich wieder mit seiner unbezähmbaren Energie und sagte, trotz der sichtlich wachsenden Verzerrung seiner Züge, und indem er sich bestrebte, den bebenden Ton seiner Stimme zu befestigen:

— Das Feuer hat mich wieder erwärmt, es wird nichts sein. Meiner Treu, ich habe keine Zeit, mich zu verzärteln... Das wäre sehr unzeitig, wenn ich in dem Augenblicke krank werden sollte, in welchem die Rennepont'sche Angelgenheit nicht ohne mich durchgesetzt werden kann!... Kommen wir also zu unsern



Geschäften zurück. Ich sagte zu Ihnen, Vater Aigrigny, daß Sie uns jetzt sehr dienen können ... und Sie auch, Frau Prinzessin, denn Sie haben sich dieser Angelegenheit angenommen, als ob es Ihre eigne wäre.

Rodin unterbrach sich abermals.

Diesmal stieß er einen scharfen Schrei aus, sank auf einen neben ihm stehenden Stuhl, warf sich krampfhaft nach hinten, legte beide Hände auf die Brust und rief aus:

— O wie ich leide!

Nun folgte der Entstellung von Rodin's Zügen eine fast gedankenschnelle leichenhafte Umstimmung: ... seine schon hohlen Augen waren mit Blut unterlaufen und schienen sich tief in die Augenhöhlen zurückzuziehen, deren vergrößertes Dunkel wie zwei schwarze Höhlen aussah, aus denen zwei Feuerfunken leuchteten. Nervöse Zuckungen dehnten die Muskeln des Gesichtes aus und zogen sie wieder zusammen. Die feuchte, eisige, schlaffe Haut wurde zugleich grünlich; über seine Lippen, die durch den Schmerz verzogen waren, ging ein keuchender Athem, der von Zeit zu Zeit durch die Worte unterbrochen wurde:

— O wie ich leide, wie ich brenne!

Darauf gab Rodin einer Regung der Wuth nach, bearbeitete mit seinen Nägeln seine nackte Brust, denn er hatte die Knöpfe seiner Weste aufgemacht und sein schmutziges Hemd halb zerrissen, als ob der Zwang der Kleider die Heftigkeit der Schmerzen, unter denen er sich wand, noch vermehrte.

Der Bischof, der Cardinal und der Vater Aigrigny traten schnell zu Rodin heran und umgaben ihn, um ihn zu halten; er lag in fürchterlichen Zuckungen da; plötzlich sammelte er seine Kräfte, richtete sich auf die Füße gerade und steif wie ein Leichnam auf; so stand er mit der unordentlichen Kleidung da, seine wenigen grauen Haare sträubten sich um das grüne Gesicht herum, er heftete seine rothen und leuchtenden Augen auf den Cardinal, der in diesem Augenblicke sich zu ihm neigte, ergriff ihn krampfhaft mit beiden Händen und rief mit erstickter Stimme und furchtbarem Tone:

— Cardinal Malipieri, diese Krankheit kommt zu plötzlich ...

man mißtraut mir in Rom; ... Sie gehören zum Geschlechte der Borghia und Ihr Secretär war heute Morgen bei mir.

— Unseliger, was wagt er zu sagen! — rief der Cardinal, so erstaunt als entrüstet über diese Beschuldigung.

Dies sagend versuchte der Cardinal sich von den Händen des Jesuiten loszumachen, dessen krampfhaft geballte Fäuste wie von Eisen waren.

— Man hat mich vergiftet, — murmelte Rodin.

Und in sich selbst zusammensinkend fiel er dem Abbé von Aigrigny in die Arme.

Trotz seines Entsetzens hatte der Cardinal doch Zeit zu dem Abbé ganz leise zu sagen:

— Er glaubt, daß man ihn vergiften will, also hat er wohl etwas Gefährliches vor.

Die Thür des Salons öffnete sich, der Doctor Baleinier trat ein.

— Ach, Doctor, — rief die Prinzessin und lief bleich, bestürzt auf ihn zu. — Der Vater ist plötzlich von schrecklichen Krämpfen befallen. Kommen Sie, kommen Sie!

— Krämpfe ... es wird nichts sein, beruhigen Sie sich, Madame, — sagte der Doctor, indem er seinen Hut wegsetzte und sich eilig der Gruppe näherte, die den Sterbenden umgab.

— Da ist der Doctor! — rief die Prinzessin.

Alle entfernten sich mit Ausnahme des Abbé von Aigrigny, der den zusammengesunkenen Rodin auf dem Stuhle hielt.

— Himmel, was für ein Symptom! — rief der Doctor Baleinier, indem er mit wachsendem Schrecken Rodin's Gesicht betrachtete, das statt grün, jetzt bläulich geworden war.

— Was giebt es denn? — fragten die Zuschauer wie mit Einem Tone.

— Was es giebt? — versetzte der Doctor, indem er zurückfuhr, als ob er auf eine Schlange getreten habe. — Es ist die Cholera und die ist ansteckend.

Bei diesem entsetzlichen, zauberhaften Worte ließ der Abbé von Aigrigny Rodin los und dieser fiel auf den Teppich.

— Er ist verloren — rief der Doctor Baleinier, — indessen will ich das Nöthige holen, um einen letzten Versuch zu machen.

Und er stürzte nach der Thür.

Die Frau von St. Dizier, der Abbé von Aigrigny, der Bischof und der Cardinal folgten hastig dem Doctor Baleinier nach.



Alle drängten sich an die Thür und die Verwirrung war so groß, daß Keiner dieselbe öffnen konnte, und doch öffnete sie sich, aber von Außen ... und Gabriel erschien.

Gabriel, das Musterbild des wahren, des frommen Priesters des Evangeliums, wie man ihn nicht mit Ehrfurcht, eifriger Theilnahme und zeitlicher Bewunderung genug umgeben kann. Sein Engelsgesicht, das so heiter und so sanft war, bot ein seltsames Widerspiel mit diesen von Entsetzen verzogenen und bestürzten Gesichtern.

Der junge Priester wäre beinahe von den Fliehenden umgestoßen worden, die durch den Ausgang stürzten und ausriefen:

— Treten Sie nicht ein . . . er stirbt an der Cholera . . . retten Sie sich!

Bei diesen Worten stieß Gabriel den Bischof wieder in den Saal zurück, welcher, der Letzte geblieben, mit Gewalt durch die Thür wollte und stürzte dann auf Rodin zu, während der Prälat durch die offne Thür eilte.

Rodin lag auf dem Teppich, seine Glieder wurden von schrecklichen Krämpfen verdreht, er wand sich in unerträglichen Schmerzen; die Heftigkeit seines Falles hatte wahrscheinlich seine Lebensgeister wieder angeregt, denn er murmelte mit todtenähnlicher Stimme:

— Da lassen sie mich sterben . . . wie einen Hund, o die Elenden . . . zu Hülfe! . . . Niemand da?

Und durch eine convulsivische Bewegung hintenüber auf den Rücken fallend wandte er sein Armesündergesicht, auf welchem eine höllische Verzweiflung sich malte, nach der Decke zu und wiederholte abermals:

— Niemand! Niemand?

Plötzlich begegneten seine wilden flammenden Blicke den großen blauen Augen des engelgleichen und blonden Gesichtes Gabriel's, der neben ihm niederkniete und mit sanftem, ernstem Tone zu ihm sagte:

— Ich bin hier, mein Vater, . . . ich komme, um Ihnen zu helfen, wenn Hülfe möglich ist . . . für Sie zu beten, wenn der Herr Sie zu sich ruft.

— Gabriel, — flüsterte Rodin mit erloschener Stimme, — Verzeihung... für das Böse... was ich Ihnen angethan habe... Erbarmen! . . . Verlassen Sie mich nicht . . . Thun Sie . . .

Robin konnte nicht aussprechen, es war ihm gelungen sich in



sitzender Stellung zu heben. Jetzt stieß er einen lauten Schrei aus und sank regungslos zurück.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

An demselben Tage las man in den Abendblättern:

„Die Cholera ist in Paris!... der erste Fall hat sich heute um „3½ Uhr Rue du Babylone im Hôtel St. Dizier gezeigt."

Schluß des siebenten Bandes.

---

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

## Inhalt des siebenten Bandes.

---

### Der Beschützer.



### Der schwarze Panther von Java.

Eilftes Kapitel. Seite



Zwölftes Kapitel.



Dreizehntes Kapitel.



## Das Concil.

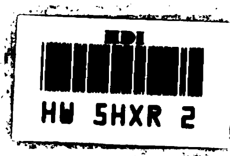
Vierzehntes Kapitel.



Fünfzehntes Kapitel.



Sechszehntes Kapitel.


HW 5HXR 2

